This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

LAFONTAINE,

SEINE FABELN UND IHRE GEGNER.

Von

Wilhelm Kulpe.

Das eigentliche Studium der Menschheit
ist und bleibt doch der Mensch.
Goethe.

Connaître et bien connaître un homme de plus, surtout si cet homme est un individu marquant et célèbre, c'est une grande chose.
Sainte-Beuve.

LEIPZIG.
WILHELM FRIEDRICH,
Verlag des „Magazin für die Literatur des Auslandes".
1880.

Digitized by Google

BC8141

PQ1812
K8

Das Recht der Uebersetzung wird vorbehalten.

Digitized by Google

Seiner Hoheit

dem

Prinzen Eduard von Anhalt

in Unterthänigkeit

gewidmet vom

Verfasser.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Obgleich Lafontaine neben Molière der bekannteste und beliebteste französische Dichter in Deutschland ist und Männer wie Bouterwek und Jacobs schon längst auf seine Fabeln als auf ein reiches und bedeutungsvolles Material für Wissenschaft und Unterricht hingewiesen haben, existiren bis jetzt weder Lebensbeschreibungen des Dichters noch Arbeiten über seine Fabeln in deutscher Sprache.

Die freudige Aufnahme des Werkes „Lafontaine's Fabeln mit Einleitung und deutschem Commentar von A. Laun" ermuthigt uns, jetzt einen weiteren Schritt im Interesse des französischen Dichters zu thun: Wir bieten eine Lebensbeschreibung*) desselben und behandeln ihn als Mensch, Fabulist, Moralist und Philosoph. Um aber einen tiefern Einblick in das Wesen und die Anschauungsweise Lafontaine's zu gestatten und seine Stellung in der Literatur zu kennzeichnen,

*) Die Einzelheiten haben wir Walkenaër, Chamfort, St. Marc Girardin und Laun entnommen.

Digitized by Google

haben wir schliesslich die Auslassungen Lamartine's über denselben einer Kritik unterworfen und sein Verhältniss zu Lessing besprochen.

Lafontaine ist zu vielseitig, als dass wir glauben könnten, dieser Vielseitigkeit gerecht geworden zu sein. Wir bitten deshalb den Leser, die Rolle des Bonhomme übernehmen zu wollen, um die Mängel der vorliegenden Arbeit mit Nachsicht beurtheilen zu können. Anregung zur weiteren fruchtbringenden Bebauung eines ergiebigen Feldes gegeben zu haben, würde uns der willkommenste Lohn sein.

Leipzig, den 29. August 1879.

Wilhelm Kulpe.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Lafontaine:

Die Lehrjahre 5

Lafontaine wird Weltmann 9

Lafontaine tröstet sich über den Verlust seines Wohlthäters 13

Ein literarisches Quatuorvirat 17

Lafontaine's Meisterjahre 20

Die Bekehrung 27

Lafontaine als Mensch 37

Lafontaine als Fabeldichter 49

Lafontaine als Moralist 67

Lafontaine als Philosoph 87

Lafontaine und seine Gegner:

Lafontaine und Lamartine 125

Lafontaine und Lessing 153

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung.

Lafontaine ist eine bekannte Persönlichkeit in Deutschland. Seine Fabeln finden sich in Palästen und Hütten, sprechen in Wort und Bild zu uns und gehören zu den geistigen Bildungsmitteln unserer Jugend. Selbst Erwachsene erfreuen sich noch an ihnen, denn sie sind für sich allein eine Bibliothek, eine praktische Abhandlung des Lebens und der Menschen, und Jedermann findet nach Laune und Geschmack den Frohsinn oder die Träumerei, die Melancholie, welche die Traurigkeit begleitet, und das Lächeln, welches sie vergessen macht. Bei einer solchen Vielseitigkeit konnte es auch nicht ausbleiben, dass Lafontaine französischen und deutschen Dichtern als Vorbild diente. Das ist ja eben die Eigenschaft des Geistes, dass er den Geist ewig anregt und befruchtet. Der Dichter verdient es um so mehr, dass wir uns mit ihm beschäftigen, als er seiner Zeit eine Verwirrung der menschlichen Gedanken bekämpft hat, deren gefährliche Tendenz sich in unsern Tagen wieder in erschreckender Weise zeigt. Er hatte die Stellung und Aufgabe des Menschen in der Welt erkannt.

Digitized by Google

Wir gehören nicht zu jenen einseitigen Verehrern Lafontaine's, die, blind gegen seine Schwächen, ihn an die Seite der ersten Dichter stellen, doch können wir ihm die Anerkennung nicht versagen, die wir ihm schuldig sind. Schönheiten hören ja nicht auf, Schönheiten zu sein, auch wenn sie sich neben Fehlern finden, und Shakespeare wird stets ein grosser Dichter sein, obgleich sich viele mittelmässige Spässe in seinen Dramen finden. Man darf sich durch Fehler nicht blind machen lassen für Vorzüge, man darf sich aber auch durch Vorzüge nicht blenden lassen, dass man die Fehler nich sieht. Unparteiisch in unserm Urtheil, haben wir Nichts aus dem Leben des Dichters bemäntelt oder verschwiegen. Wir schätzen ihn wie er ist, wir würden ihn höher schätzen, wenn er, wie in seinen Fabeln, auch in seinen Erzählungen Moral gepredigt hätte.

Digitized by Google

Lafontaine.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Lehrjahre.

Die Stadt Château-Thierry (Castrum Theodorici) in der Champagne hat neben den Ruinen eines von Karl Martel für den König Thierry IV. erbauten Schlosses zwei Sehenswürdigkeiten aufzuweisen: die Statue des Dichters Lafontaine auf dem Marnequai und das wohlerhaltene Geburtshaus desselben in der seinen Namen tragenden Strasse.

Dies Haus wurde im Anfange des 17. Jahrhunderts von dem Forstmeister Lafontaine und seiner Gemahlin Françoise Pidoux bewohnt.

Am 8. Juli 1621 wurde ihnen ihr erster Sohn geboren, dem sie bei der Taufe den Namen Jean beilegten. Die Jugend dieses zerstreuten, wenig versprechenden Knaben bot nichts Bemerkenswerthes. Er wurde vom Schulmeister des Ortes unterrichtet, und seine Unaufmerksamkeit zog ihm oft Vorwürfe und Strafen zu. Uebrigens beschäftigte er sich in seinen Mussestunden gern mit Lectüre. Er las alles, was ihm unter die Hände kam. Schriften, die ihm ein Domherr von Soissons geliehen hatte, führten ihn zu dem

Digitized by Google

Entschlusse, sich dem geistlichen Stande zu widmen. In einem Alter von neunzehn Jahren schickte ihn deshalb sein Vater in das Predigerseminar nach Reims. Nach Verlauf eines Jahres war er jedoch schon des Studiums, dem sich auch sein jüngerer Bruder gewidmet hatte, müde, und er vertauschte die Bussübungen des Ordens mit den Zerstreuungen eines profanen Lebens im elterlichen Hause. „Wenn man den Menschen kennt," schrieb der Abbé d'Olivet, „so wird man sich weniger darüber wundern, dass er den Orden verliess, als darüber, dass er daran gedacht hatte, sich darin aufnehmen zu lassen." Die Sache war übrigens einfach, Lafontaine hatte überhaupt nicht gedacht.

Es gibt wenige Dichter, die ihr Talent bis zu einem Alter von zwanzig Jahren gänzlich verbergen können. Lafontaine war zweiundzwanzig Jahre alt, und Niemand hatte eine Ahnung von seiner dichterischen Begabung. Eines Tages befand er sich in einer Gesellschaft, in der ein Officier der Garnison seiner Vaterstadt die von Malherbe über die Ermordung Heinrich IV. gedichtete Ode vorlas:

Que direz-vous, races futures,
Si quelquefois un vrai discours
Vous récite les aventures
De nos abominables jours?

(Malherbe, Poésies éd. de Ménage, p. 35.)

Von Bewunderung für die Poesie ergriffen, machte Lafontaine Malherbe, Boccaz, Ariost und Machiavelli zu seiner Lieblingslectüre. In der Nacht lernte er Poesien auswendig, und am Tage declamirte er im

Digitized by Google

Walde. Bald aber wurde ihm diese Sclavenarbeit lästig Er versuchte selbst zu dichten, doch waren seine Leistungen Anfangs unbedeutend. Der pomphafte und schwülstige Styl Malherbe's hatte keinen guten Einfluss auf den jungen Dichter ausgeübt. Er selbst fühlte das und sagte: „Il pensa me gâter.“ Die einfachen und natürlichen Reize älterer Dichter führten ihn auf andere Wege. Der altgallische Geist, der in ihm mächtig wirkte, fand in Rabelais, Voiture und Marot sympathische Berufsgenossen. Pintrel, ein Verwandter Lafontaine's, der eine Uebersetzung der „Epitres de Sénèque“ geschrieben hat, ermuthigte ihn und gab ihm nützliche Rathschläge. Er war es, der ihn auf das klassische Alterthum hinwies und ihm die Lectüre eines Terenz, Horaz, Virgil und Quintilian empfahl. Lafontaine erzählt uns selbst eine Anecdote, aus der wir ersehen, mit welcher Lust er sich dieser Lectüre ergab.

„Einst fuhr ich,“ so erzählt er, „mit mehreren Freunden über Land. Wir hielten vor einem Gasthause an, um das Mittagbrot einzunehmen. Während sich meine Reisegefährten zu Tische setzten und es sich wohlschmecken liessen, zog ich mich zurück, um meinen Titus Livius zu lesen. Ich kam gerade noch zu rechter Zeit, um die Zeche zu bezahlen.“

Im sechsundzwanzigsten Jahre verheirathete man Lafontaine mit Marie Héricart, einer geistreichen, schönen und liebenswürdigen jungen Dame von fünfzehn Jahren. Leider gingen ihr aber die Eigenschaften einer thätigen und ordnungsliebenden Hausfrau gänzlich ab, so dass ihr Einfluss auf ihren zerstreuten,

Digitized by Google

wenig an eine geordnete Thätigkeit gewöhnten Gemahl kein wohlthuender war.

Das Verhältniss der beiden Gatten bot durchaus nicht das Bild ehelichen Glückes. Während Madame Lafontaine Romane las und ihren Haushalt vernachlässigte, setzte Mr. Lafontaine in grösster Sorglosigkeit um sein Amt, das ihm der Vater in treuer Fürsorge überlassen hatte, sein ungeordnetes Leben fort.

Da Lafontaine von der praktischen Försterei so viel wie nichts verstand, so ward ihm die Ausübung seines Amtes bald zur Last.

Wenn er sich im Walde aufhielt, so war es weniger, um seiner Pflichten zu warten, als vielmehr um sich träumend oder schlafend am Ufer der Teiche oder im Schatten der Bäume niederzulassen. Er hielt sich für ein Kind des Schlafes und sagt später in seiner Psyché: „Ich habe stets geglaubt und glaube auch noch, dass der Schlaf etwas Unüberwindliches ist; Processe, Kummer und Liebe vermögen nichts dagegen.“

Da beiden Eheleuten ein praktischer Sinn gänzlich abging, so konnte es nicht ausbleiben, dass sich in dem neuen Haushalte bald der Mangel fühlbar machte. Man war gezwungen, zu verkaufen, was man hatte. Als aber Kapital und Zinsen verzehrt waren trennten sich Mann und Frau nach Uebereinkommen. Jeder lebte fortan auf eigene Hand seinen Lieblingsneigungen.

Digitized by Google

Lafontaine wird Weltmann.

Obgleich Lafontaine in seinem ehelichen Leben nicht viel zu einem literarischen Schaffen gekommen war, hatten ihm dennoch einige Gelegenheitsgedichte und seine Bearbeitung des Eunuchen von Terenz einen Ruf verschafft. Ein Verwandter seiner Frau, Namens Jannart, Stellvertreter Fouquet's im Parlamente, führte ihn deshalb bei dem Oberintendanten ein. Fouquet, der als Freund und Beschützer der schönen Künste Talente zu würdigen wusste, machte ihn zu seinem Hauspoeten und warf ihm eine jährliche Pension von 1000 Franken aus. Doch stellte er die Bedingung, dass sich der Dichter verpflichte, vierteljährlich ein Gedicht zu liefern.

Fouquet war seit 1653 Oberintendant und nächst Mazarin der einflussreichste Mann in Frankreich. Beide wussten ihre Stellungen zu ihrem Nutzen auszubeuten. Während aber der erstere seine erworbenen Millionen in Koffern verschloss, verschwendete letzterer die auf unredliche Weise zusammengehäuften Reichthümer. Mazarin verkaufte die Gnadenbeweise der Krone, Fouquet's Geld suchte oft Bedürftige auf. In seinem Solde standen Dichter, Künstler und Männer von Verdienst. Die Freigebigkeit Fouquet's ging so weit, dass man nur das Verlangen nach einer Pension auszusprechen hatte, um damit bedacht zu werden.

Fouquet vereinigte in sich alle Leidenschaften und suchte sie alle zu befriedigen. Mit einem Aufwande von 18 Millionen Franken hatte er sich in verschwende-

Digitized by Google

rischem Aufwande sein Palais Le Vaux gebaut, das alle königlichen Schlösser in Schatten stellte. Dabei war er aber nicht ohne Geist. Alle berühmten Männer seiner Zeit waren bei ihm gern gesehene Gäste, oder er stellte sie in seinem Hause an. Pelisson war sein Secretär, Le Nôtre zeichnete seine Gärten, einem Le Brun befahl er Gemälde für sein Palais anzufertigen, und ein Molière schrieb für sein Theater. So war Vaux das Rendezvous der bedeutendsten Männer Frankreich's, aber auch der Schauplatz ausgelassener Vergnügungen. In den mehr als fürstlichen Salons folgte ein Fest auf das andere. Der einfache, nüchterne Lafontaine, der am liebsten seinen Träumereien in stiller Waldeinsamkeit nachgegangen wäre, sah sich auf einmal mitten in diesem buntbewegten Gesellschaftsleben, umgeben von glänzenden Toiletten und prachtvollen Livreen. Es lässt sich leicht denken, dass ein solcher Aufenthalt wenig angethan war, einem von Natur zerstreuten Dichter die innere Sammlung zu poetischem Wirken zu geben. Wir sehen Lafontaine, wie er an den frivolen Zerstreuungen des Hauses Theil nimmt; und die spärlichen Erzeugnisse seiner Muse beweisen, dass der Einfluss seiner Umgebung auf die Entwickelung seines Talentes durchaus kein fördernder war. Wie es in dem Hause Fouquet's herging, ersehen wir aus einem Briefe Lafontaine's an Maucroix, dem er eine Beschreibung des Festes gibt, welches Fouquet dem Könige Ludwig XIV. zu Ehren in Vaux veranstaltet hatte. Der Maschinist Torelli und der Maler Le Brun, die am meisten zum Erfolge dieses Festes beitrugen, werden von ihm in folgenden Versen besungen:

Digitized by Google

„Deux enchanteurs pleins de savoir
Firent tant par leur imposture,
Qu'on crut qu'ils avaient le pouvoir
De commander à la nature.“

Nachdem man in den prächtigen Anlagen zwischen Wasserkünsten und Blumenbeeten promenirt hatte, trug man ein königliches Mahl auf. Nach Beendigung desselben begab man sich in eine von Tausenden von Fackeln erleuchtete Tannenallee, in der ein grosses Theater errichtet war. Bei Eröffnung der Bühne erschien Molière, um sich vor dem Könige wegen der Mangelhaftigkeit des Theaters zu entschuldigen. Während er noch spricht, verwandelt sich ein auf der Bühne befindlicher Felsen in eine ungeheure Muschel, aus der eine junge, hübsche Najade hervortritt, um den von Pelisson zu dem Lustspiele „les Facheux“ gedichteten Prolog zu sprechen. Am Schluss desselben befiehlt sie den Göttern, und die Statuen und Hermen ihrer Umgebung verwandeln sich in Faune und Bacchanten, welche sich, von Gesang und Musik begleitet, in lustigen Tänzen ergehen. Ein Ball und ein grossartiges Feuerwerk beschlossen die Festlichkeit:

„On vit partir mille fusées
Qui par des routes embrasées
Se firent toutes dans les airs
Un chemin tout rempli d'éclairs,
Chassant la nuit, brisant ses voiles.“

Dasselbe Fest sollte übrigens für das Schicksal des Oberintendanten und seines Schützlings Lafontaine verhängnissvoll werden. Während sich die Menge der Gäste mit Wollust den berauschenden Vergnügungen

Digitized by Google

ergab, schmiedeten Zorn, Hass und Eifersucht im Herzen des jungen Königs Rachepläne gegen den verschwenderischen Gastgeber.

Schon längere Zeit hatte sich der Monarch mit Hülfe Colbert's von der Unredlichkeit seines Finanzministers überzeugt. Er hatte sich vorgenommen, sich seiner zu entledigen, um sich der strengen Rechtlichkeit eines Colbert anzuvertrauen. Beim Anblick des übertriebenen Luxus in Vaux war der Sturz des mächtigen Mannes beschlossene Sache. Wenige Wochen nach jenem Feste wurde Fouquet auf einer Reise in Nantes festgenommen und in das Gefängniss geführt. Jetzt brach ein allgemeiner Sturm gegen den früher gefürchteten Mann los. Während die Hofleute Fouquet in seinem Unglück aufgaben, nahmen sich Pelisson und Lafontaine der Sache ihres Beschützers an. Ersterer schrieb glänzende Vertheidigungsreden, und letzterer veröffentlichte, nur Verläumdung und Intriguen ahnend, seine Elégie aux Nymphes de Vaux". In eindringlicher Weise redet Lafontaine in diesem Gedichte zu dem Könige, den er um Gnade für seinen Wohlthäter bittet. In einer Art Brief an Ariste (vielleicht Pelisson) sagt Lafontaine: „Fouquet missfiel seinem Könige, seine Freunde verschwanden oder klagten ihn an. Ungeachtet der Schmähungen widmete ich ihm meine Thränen, und Alle beweinten sein Unglück mit mir."

In dem Hause Fouquet's hatte Lafontaine ausser seinem „Songe de Vaux" nur noch Briefe, Balladen und kleinere Gedichte geschrieben. Die Poesien sind in dem Geschmacke Voiture's und Sarrazin's gehalten und erheben sich nicht über die Erzeugnisse

Digitized by Google

jener Schöngeister, doch findet man im Allgemeinen bei Lafontaine mehr Natürlichkeit und dichterische Fülle.

Lafontaine tröstet sich über den Verlust seines Wohlthäters.

Durch den Fall Fouquet's war Lafontaine obdachlos geworden. Er benutzte deshalb die Zeit, den Kreis seiner Verwandten, seine Frau, die in Château-Thierry lebte, und seine Freunde zu besuchen. In einer Reihe von Briefen an seine Frau aus dem Jahre 1663 finden wir die Eindrücke, welche diese Reise auf ihn gemacht hatte.

Auch Limoges, wo Fouquet gefangen gesessen hatte, besuchte er. Er gibt von dem Gefängniss seines früheren Freundes, von dessen Anblick ihn nur die hereinbrechende Nacht vertreiben konnte, folgende Beschreibung:

„Chambre murée, étroite place,
Quelque peu d'air pour toute grâce
Jours sans soleil,
Nuits sans sommeil,
Trois portes en six pieds d'espace!
Vous peindre un tel appartement,
Ce serait attirer vos larmes.“

Digitized by Google

Bei der Rückkehr in seine Geburtsstadt fand Lafontaine die Herzogin von Bouillon in ihrem Schlosse zu Thierry in stiller Zurückgezogenheit. Ihr Gemahl hatte sich den Franzosen, die 1664 unter Montecuculi gegen die Türken gezogen waren, angeschlossen. Der vergnügungssüchtigen jungen Herzogin war das Landleben eine Last. Sie liebte die Zerstreuungen und Vergnügungen des Hofes und suchte deshalb Gelegenheit, sich in der Einsamkeit für die ihr auferlegten Entbehrungen zu entschädigen. Mit Freuden nahm sie den nach Château-Thierry zurückgekehrten Lafontaine als Hausfreund bei sich auf, vertrieb sich plaudernd und spielend die Zeit mit ihm und wusste ihn durch ihre geistreichen Einfälle zu poetischen Arbeiten zu begeistern. Auf diese Weise entstanden die Erzählungen Lafontaine's. Der Dichter ging darin zur Wiege der französischen Poesie im Mittelalter zurück und lieferte der Welt eine neue Art der Fabliaux. Die Städte waren im Mittelalter von Leibeigenen und Proletariern bewohnt, die sich in absoluter Abhängigkeit von ihren Herren in Burgen und Schlössern befanden. Die Herren lebten eingezogen in ihren Vesten, die sie, wenn sie sich nicht mit Jagd oder Krieg beschäftigten, oft lange Zeit des Jahres einschlossen. Man entbehrte die geräumigen Amphitheater der alten Griechen und Römer, um den dramatischen Compositionen eines Aeschylus, Sophokles oder Euripides Beifall zu klatschen. Um die Einbildung zu beschäftigen und die Langeweile zu verscheuchen, machte man Märchen, Geschichten und Erzählungen, die natürlich nach dem Charakter der Zeit eine gottesfürchtige, fromme und religiöse Färbung annahmen. Als Stoff bediente man sich des Inhaltes

Digitized by Google

der Annalen vergangener Jahrhunderte und passte sie dem Glauben der Zeit an. Die Geschichten des christlichen Märtyrerthums versah man mit wunderbaren Nebenumständen, um die Einbildung der Leser mehr zu reizen. Traurige und finstere Legenden der Heiligen waren bei vielen Völkern die ersten Erzeugnisse der Literatur. In Folge der zunehmenden Pilgerfahrten mischte man orientalische Dichtungen mit religiösen Erzählungen, und die Gefahren, welchen so viele Reisende in fremden Ländern entgangen waren, gaben den unwahrscheinlichsten Begebenheiten den Charakter der Wahrheit. Andererseits machte der stark ausgeprägte Unterschied zwischen Armen und Reichen, das zurückgezogene Leben in den Schlössern, die gezwungene Einsamkeit in den Klöstern die Verbindungen des männlichen und weiblichen Geschlechts schwierig und gaben dem Gefühl der Liebe eine Zartheit und Feinheit, welche die Alten nicht kannten. Die Kreuzzüge übten auf den Geschmack dieser Zeit einen umgestaltenden Einfluss aus. Durch die Berührung mit dem Orient erschlaffte die Strenge der Sitten, die Legenden der Heiligen erschienen abgeschmackt und langweilig, man schuf Ritterromane, zu denen sich die Lieder, Wettgesänge, Rondeaux, Balladen und Romanzen der Troubadours und Trouvères oder die Novellen und Fabliaux der Contéours und Fabléours gesellten. Diese Dichtungen hatten grösstentheils Liebesabenteuer zum Gegenstand und sollten die Langeweile der grossen Herren in ihren Burgen verscheuchen.

Während Corneille, Molière, Boileau und Racine auf das Alterthum zurückgingen und dasselbe als massgebend für die Geschmacksbildung ansahen, nahm

Digitized by Google

sich Lafontaine in seinen Erzählungen an den alten Troubadours und Fabliers ein Muster. Er zeigte darin die Poesie des Mittelalters, doch in einem neuen Gewande, geschmückt mit den Reizen der Anmuth und Naivetät. Er veröffentlichte im Jahre 1665 seine ersten Erzählungen*) für die Herzogin von Bouillon. Diese, wie fast alle folgenden, zu derselben Art gehörigen Dichtungen sind mit wenigen Ausnahmen ein Fleck in seinem Leben, eine Sünde, über die er mit Recht getrauert hat. Die Freiheit der damaligen Sitten fand sie weniger anstössig, da sich die Quellen, aus denen Lafontaine geschöpft hatte, in Jedermanns Hand befanden. Boileau sagt von ihnen:

„De tous ces vieux recueils de satires naïves,
Des malices du sexe immortelles archives.“

Mit der Herzogin von Bouillon war Lafontaine 1664 nach Paris übergesiedelt und hatte die Bekanntschaft ihrer Verwandten gemacht. Alle liebten die einfache Weise des Dichters, und er war bei allen Festlichkeiten ein gern gesehener Gast. Die Herzogin Wittwe von Orleans, die er die „maitresse de ses loisirs“ nannte, machte ihn sogar zu ihrem Kammerherrn.

---

*) Die Erzählungen zeichnen sich fast alle durch eine kunstreiche Form aus.

Digitized by Google

Ein literarisches Quatuorvirat.

Unter den Freunden Lafontaine's befand sich ein junger Mann, der mit ihm die Neigung für die Poesie theilte und sich in Folge dessen mit ihm in treuester Freundschaft verband. Es war dies Racine. Obgleich er achtzehn Jahre jünger war als Lafontaine und sich in der Poesie noch nicht besonders ausgezeichnet hatte, war er in Folge seiner ernsten Studien mehr als jener in die Kenntniss des Alterthums eingedrungen. Die Sprache eines Homer war ihm geläufig, und mit freundschaftlicher Bereitwilligkeit kam er seinem Freunde Lafontaine, der die griechische Sprache nicht kannte, zu Hülfe. Gegenseitiges Vertrauen gaben sympathischen Beziehungen zweier Freundschaft bedürftigen Herzen eine Dauerhaftigkeit, wie man sie selten findet. Während die beiden Freunde in Paris waren, gesellten sich Boileau und Molière zu ihnen. Es gibt in der Geschichte und Literatur Beispiele der Freundschaft zwischen zwei Personen. Wir sehen Horaz und Virgil, Pope und Swift, Luther und Melanchthon als Freunde. Doch dürfte es schwer halten, eine Herzlichkeit, welche die Freundschaft jener vier Dichter kennzeichnete, wieder zu finden. Dabei waren sie in ihrem Charakter sehr verschieden. Der etwas boshafte, stillvergnügte Racine war stets zu Scherzen aufgelegt, während der zerstreute Lafontaine gern den stillen Beobachter spielte und seine witzigen und scharfsinnigen Einfälle nur zum Besten

Digitized by Google

gab, wenn er gereizt wurde. Molière's Natur war die Bedachtsamkeit und Höflichkeit. Die Neigung zur Träumerei und Melancholie hatte er mit Lafontaine gemein. Das Wesen Boileau's war weniger einnehmend. Er war aufgebracht, hitzig und absprechend, doch zeigte er sich dabei aufrichtig und offenherzig. Wir finden diese vier Freunde, zu denen sich oft noch der weniger geistreiche, doch in gesellschaftlicher Bildung bedeutendere Chapelle gesellte, im Jahre 1664—65 wöchentlich drei Mal in der Wohnung Boileau's in der Vorstadt Saint-Germain, um mit einander zu soupiren und sich über Literatur zu unterhalten. Wenn man Molière ausnimmt, dessen Ruf um diese Zeit bereits gegründet war, so kann man sagen, dass diese Zeit für Alle eine Zeit des literarischen Fortschritts war. Racine veröffentlichte „la Thébaide et l'Alexandre", Lafontaine seine „Contes", Chapelle die „Voyage", Boileau seine ersten „Satires". Lafontaine hat diese freundschaftlichen Zusammenkünfte, welche auf die französische Literatur von so bedeutendem Einfluss waren, in seiner Psyché folgendermassen geschildert: „Vier Freunde, welche sich im Musentempel kennen lernten, hatten eine Art Gesellschaft, welche ich Akademie nennen würde, wenn ihre Zahl grösser gewesen wäre, und wenn sie sich mehr den Musen als dem Vergnügen gewidmet hätten. Zuerst verbannten sie Alles aus ihrer Mitte, was an akademische Sitzung erinnerte. Wenn sie zusammenkamen, so unterhielten sie sich von ihren Erlebnissen. Kamen sie dabei auf einen Punkt der Kunst oder Poesie zu reden, so benutzten sie die Gelegenheit. Doch hielten sie sich nicht zu lange bei ein und demselben Gegenstande auf, sondern sprangen gelegentlich von einem Gegenstande auf den

Digitized by Google

andern über, wie die Bienen, die auf ihrem Fluge verschiedene Arten Blumen finden. Neid, Hass und Zwietracht hatten keine Stimme unter ihnen. Sie achteten die alten Schriftsteller sehr hoch und versagten den modernen das schuldige Lob nicht. Sie sprachen mit Bescheidenheit von ihren Leistungen und äusserten aufrichtig ihre Meinung, wenn Jemand unter ihnen in die Krankheit des Jahrhunderts verfiel und ein Buch schrieb, was übrigens selten vorkam."

Uebrigens fehlten der Gesellschaft doch gewisse Statuten nicht. So hatte man z. B. auf einem besonderen Tische das Gedicht Chapelain's „la Pucelle" ausgelegt. Wurde von einem Mitgliede ein Fehler begangen, so musste er zwanzig Verse desselben lesen. Die grösste Strafe, die einem Todesurtheil gleich geachtet wurde, bestand darin, eine ganze Seite zu lesen.

Oft vergnügten sich die frohen Tischgenossen über die Zerstreutheit Lafontaine's, den sie den „bonhomme" nannten. Sie neckten ihn gern und zettelten unschuldige Verschwörungen gegen ihn an. Wie hoch er dabei von ihnen gestellt wurde, sehen wir aus dem Worte Molière's, der einmal sagte: „Nos beaux esprits ont beau se trémousser, ils n'effaceront pas le bonhomme."

Die vier Freunde übten auch einen moralischen Einfluss auf einander aus. Lafontaine, der bei seiner Unbeständigkeit gegen sich sehr nachsichtig war, bedurfte dessen mehr als alle andern. Seine Frau hatte sich, wie wir wissen, von ihm getrennt und lebte in Château-Thierry. Die Freunde, für welche das unglückliche Familienverhältniss stets ein Anstoss war, drangen

Digitized by Google

so lange in Lafontaine, bis er den Versuch eines Ausgleichs mit seiner Frau unternahm. Der Einwirkung eines Racine verdankte es Lafontaine, dass er sich mit religiösen Angelegenheiten beschäftigte, nie über Religion spöttelte und solche Menschen verachtete, die sich ihrer Gottlosigkeit rühmten.

Lafontaine's Meisterjahre.

Unter der grossen Zahl bedeutender Frauen, die im siebzehnten Jahrhundert auf Kunst und Literatur einen Einfluss ausübten, nimmt Frau v. La Sablière einen hohen Rang ein. Sie war klug und bescheiden. Die schönsten Verse aus Horaz und Virgil wusste sie auswendig, auch verstand sie sich auf alle menschlichen Wissenschaften, die in ihrer Zeit gepflegt wurden. Sauveur und Roberval hatten sie in der Mathematik, Physik und Astronomie unterrichtet. Bernier, der ihr Haus bewohnte, unterwies sie in den Naturwissenschaften und in der Philosophie. Mit vielseitigen Kenntnissen vereinigte diese Frau die weiblichen Tugenden. Sie verstand es, ihr Haus für Jedermann zu einem Aufenthalt der Freude und des Vergnügens zu machen. Ihr Gemahl, Secretär des Königs, besass ein nicht unbedeutendes Vermögen und vereinigte mit der Höflichkeit eines Weltmannes eine liebenswürdige Ga-

Digitized by Google

lanterie. Die Herren des Hofes liebten es, sich bei ihm mit den Männern der Wissenschaft und den geistreichsten Frauen der Gesellschaft zu sehen. Frau v. La Sablière, deren Conversationstalent, Höflichkeit und natürlicher Frohsinn die Fremden anzog, war die Zierde, das Band und die Seele dieser Zirkel. Obgleich sie nicht Schriftstellerin war, kannte man sie als eine geistreiche Frau, und Ludwig XIV. beehrte sie durch Aufmerksamkeiten und Geschenke.*)

Lafontaine sagt von der Frau v. La Sablière:

„Ses traits, son souris, ses appas,
Son art de plaire et de n'y penser pas,
. . . . . .
Et ce cœur vif et tendre infiniment
Pour ses amis . . . .
Et cet esprit qui, né du firmament,
A beauté d'homme avec grâce de femme"

---

*) Das Haus der Frau v. La Sablière war in der That ein zweites Hotel Rambouillet, das culturgeschichtliche Bedeutung gewonnen hat. Wie in jenem die Marquise v. Rambouillet, so leitete hier die Frau v. La Sablière die zwanglosen Zusammenkünfte gelehrter Männer, in denen man sich neben heiteren Unterhaltungen mit literarischen Fragen beschäftigte. Es entwickelte sich hier jener Umgangston, der Reinheit der Rede und Aussprache verlangte, über die Zulassung neuer Worte entschied und über die Ausmerzung der altmodischen das Urtheil sprach. Selbst orthographische und etymologische Fragen waren Gegenstand der Unterhaltung, man fing an, nicht gesprochene Buchstaben abzuwerfen. Trotz einzelner Geschmacksverirrungen, deren sich besonders die Gesellschaft des Hotels Rambouillet schuldig machte, haben jene Kreise einen heilsamen Einfluss ausgeübt: sie haben auf die Gesellschaft für die Werke des Geistes eingewirkt, die Dichter emporgehoben, die Unterhaltungssprache gereinigt

Digitized by Google

Diese Frau gab Lafontaine nach dem Tode der Herzogin von Orleans ein Asyl in ihrem Hause. Obgleich dieser durch die Veröffentlichung des Romans „Psyché“ und des „Adonis“, sowie einer Sammlung von Gedichten seinen Ruf als Dichter bedeutend erhöht hatte, war er durch seine Sorglosigkeit und Unerfahrenheit in ziemlich dürftigen materiellen Verhältnissen. Die Gastfreundschaft der Familie v. La Sablière schützte ihn vor äussern Sorgen und liess ihn gleichzeitig mehr seinem Berufe als Dichter leben.

Lafontaine hatte im Jahre 1668 dem Dauphin eine Sammlung von Fabeln gewidmet, die sich eines ungetheilten Beifalls erfreute. Zehn Jahre später veröffentlichte er eine zweite Sammlung, von der er zu Frau v. Montespan sagen durfte:

„Protégez désormais le livre favori
Par qui j'ose espérer une seconde vie.“

Diese Fabeln setzten dem Ruhme unseres Dichters die Krone auf. Man sprach nur von Lafontaine und seinen Fabeln. Und in der That ist die Fabel, wie sie Lafontaine uns vorführt, eine der glücklichsten Schöpfungen des dichterischen Geistes. Alle Hülfsmittel der Poesie finden sich dort in einem engen Rahmen angewandt. Die Fabel Lafontaine's erinnert in ihrer Erzählung an das epische Gedicht, in ihren Bildern an die Beschreibung, in der Handlung ihrer Personen und der Zeichnung der Charaktere an das Drama. In anmuthigster Form führt

---

und veredelt, durch feine Geselligkeitsformen die Rohheit vergangener Zeiten abgestreift und den Boden für die Blüthe der französischen Literatur bereitet.

Digitized by Google

uns der Dichter in seinen Compositionen das Leben vor, wie es ist. Lafontaine hat wirklich vor Augen, was er erzählt, und dadurch wird seine Erzählung ein Gemälde, das vor unseren Augen Gestalt gewinnt. Man liest deshalb die Fabeln Lafontaine's nicht, sondern man sieht sie. Dabei wendet der Dichter die einfachsten Mittel des Styles an. Das abstracte Wort wird verbannt, und die Dinge und Personen erhalten den Namen und die Bezeichnung, die ihnen zukommen. In einem langen und vertraulichen Umgange mit den Thieren, zu dem ihm besonders sein Aufenthalt als Forstmann in Château-Thierry Gelegenheit bot, hatte sich Lafontaine mit der Natur derselben vertraut gemacht. Er nimmt sich jetzt ihrer an, verficht ihre Sache mit Beredtsamkeit und wappnet sich gelegentlich mit ihren Eigenschaften, um der Welt den Process zu machen. Lafontaine fand mit dieser Art Gedichten in Frankreich, wo grossartige Compositionen leicht ermüden, reichen Beifall. Die zweite Sammlung der Fabeln, die bedeutender als die erste ist, verfehlte nicht, auch die Aufmerksamkeit des Königs auf den Dichter zu lenken. Er wurde berufen, Ludwig XIV. die Fabeln in Person zu überreichen. Die Natürlichkeit, Anmuth und Einfachheit Lafontaine's übten jedoch nur einen vorübergehenden Eindruck auf den formvollen König aus, der des Dichters Vorliebe für die Thiere nicht theilen konnte. Die Freundschaft und Liebe zahlreicher anderer Personen tröstete Lafontaine leicht über den Verlust der königlichen Gnade.

Ein eigenthümlicher Streit beschäftigte um diese Zeit die Gemüther der Welt. Die Gemahlin des Vicekönigs von Peru, die Gräfin de Cinchon, war durch

Digitized by Google

Anwendung der Rinde eines peruanischen Baumes von einer schweren Krankheit geheilt worden. Der Gemahl der Herzogin von Bouillon hatte diese Rinde, die man Cinchona (Quinquina) genannt hatte, als Universalmittel gegen das Fieber eingeführt, und Ludwig XIV. hatte demselben für dieses Verdienst eine jährliche Pension ausgeworfen. Die Herzogin von Bouillon bat deshalb Lafontaine, die Heilkräfte der berühmten Medizin in einem Gedichte zu besingen. Lafontaine kam diesem Wunsche seiner Freundin und Gönnerin gern nach und widmete ihr seine „Quinquina", ein Gedicht, das mit Belphégor veröffentlicht, wegen seiner leichten und eleganten Verse den Beifall der Fabeln theilte.

Lafontaine war 62 Jahre alt und noch nicht Mitglied der Akademie, obgleich Boileau von ihm sagte: „Die schöne Natur und ihre Reize lassen sich erst empfinden, seitdem Molière und Lafontaine geschrieben haben."

Der Tod Colbert's machte im Jahre 1683 einen Platz frei. Zwei Candidaten, Lafontaine und Boileau, wurden als Bewerber aufgestellt. Während einige Akademiker dem ersteren die Unlauterkeit seiner Erzählungen vorwarfen, konnten andere dem letzteren die beissenden und oft ungerechten Sarkasmen in seinen Satiren nicht verzeihen. Folgende Geschichte entschied zu Gunsten Lafontaine's. Rizot, der Secretär des Königs, der gegen Lafontaine eingenommen war, rief vor der entscheidenden Wahl aus: „Ich sehe wohl, meine Herren, dass Sie einen Marot nöthig haben." „Und Sie," antwortete Benserade, der eine wichtige Stimme hatte und Lafontaine liebte, „une marotte." Lafontaine trug mit einer bedeu-

Digitized by Google

tenden Stimmenmehrheit den Sieg davon. Die Feinde des Dichters benachrichtigten alsbald den König, der für Boileau's Aufnahme stimmte, von dem Ergebniss der Wahl. Dem Könige stand ein „Veto“ zu. Doch machte er nur selten Gebrauch davon. Um deshalb den Beschluss der Akademie nicht umzustossen, antwortete er der Deputation: „Ich bin noch nicht entschlossen, ich werde meine Ansichten der Akademie mittheilen.“

Darauf reiste er in das Lager nach Flandern, und erst nachdem für Boileau durch den Tod des Herrn v. Bezon eine Stelle frei geworden war, gab er mit folgenden Worten seine Zustimmung: „Le choix qu'on a fait de Despréaux m'est très agréable, et sera généralement approuvé. Vous pouvez recevoir incessamment Lafontaine; il a promis d'être sage.“

Die Akademie empfing die Nachricht mit Freuden, und Lafontaine wurde am 2. Mai 1684 in feierlicher Sitzung als Mitglied aufgenommen.

Der Neuaufzunehmende hielt die vorgeschriebene Lobrede auf seinen Vorgänger, Richelieu, den König und die Akademie. Lafontaine's Rede, die sich durch Kürze auszeichnet, kennzeichnet Richelieu als einen von Königen gefürchteten Minister und lobt mit boshafter Feinheit jene königliche Anmuth Ludwig's XIV., die sich selbst in abschlägigen Antworten zeigt. „S'il m'est permis,“ sagt er, „de descendre jusqu'à moi, un simple clin d'œil m'a renvoyé, je ne dirai pas satisfait, mais plus que comblé.“ Lafontaine lässt Colbert Gerechtigkeit widerfahren; da er ihn aber nicht lieben konnte, so geht er schnell über das hinweg, was ihn

Digitized by Google

betrifft. Endlich lobt er die Gottesfurcht seiner Collegen, die er sich zum Muster nehmen will.

Bemerkenswerth ist die darauf folgende Antwort des Directors der Akademie, die uns zeigt, wie hoch Lafontaine seiner Zeit geachtet wurde. „L'Académie," sagte jener, „reconnaît en vous, Monsieur, un génie aisé, facile, plein de délicatesse et de naïveté, quelque chose d'original, et qui, dans sa simplicité apparente, et sous un air négligé renferme de grands trésors et de grandes beautés." Dann aber fügt er folgende Ermahnungen hinzu, die bei Lafontaine an der Stelle waren: „Songez, que les mêmes paroles que vous venez de prononcer, nous les insérerons sur nos registres; plus vous avez pris de peine à les polir et à les choisir, plus elles vous condamneraient un jour, si vos actions se trouvaient contraires, si vous ne preniez à tâche de joindre la pureté des mœurs et de la doctrine, la pureté du cœur et de l'esprit, à la pureté du style et du langage."

Lafontaine ist sein Lebtag vielleicht der regelmässigste Besucher der akademischen Sitzungen gewesen. Er war auch unter seinen Collegen der Bonhomme und so geliebt, dass sie sich seinetwegen einmal eine Abweichung von den Statuten erlauben wollten. Es war Sitte, beim Anfang der Sitzung die Liste der Erschienenen abzuschliessen. Die zu spät Eintretenden hatten nicht Theil an den Marken, die zu einer bestimmten Einnahme berechtigten. Eines Tages kam Lafontaine zu spät. Da man wusste, dass er nicht reich war, wollte man sich zu seinen Gunsten noch

Digitized by Google

einmal den Formalitäten unterziehen. „Non, Messieurs," sagt er, „cela ne serait pas juste. Je suis venu trop tard, c'est ma faute."

Die Bekehrung.

Lafontaine hatte ungefähr acht Jahre seine Stelle als Akademiker ausgefüllt, und noch war er nicht zu einer innern Umstimmung, wie er sie bei seiner Einführung in die Reihe der Unsterblichen versprochen hatte, gekommen. Ihm musste ein Stärkerer den Weg der Erkenntniss zeigen. Die Moral, wie er sie von einem Evremont gelernt hatte, reichte dazu nicht aus. Lafontaine hatte eine treue Lebensgefährtin gefehlt, die es verstand, ihm ein trauliches Heim zu bereiten und den Weg finden zu helfen, der zum Leben führt. Er wusste das wohl und sagt deshalb in seinem 1685 erschienenen Gedicht: „Philémon et Baucis":

„Ils s'aiment jusqu'au bout, malgré l'effort des ans.
Ah! si .... mais autre part j'ai porté mes présents."

Hätte Lafontaine die ruhigen Freuden eines häuslichen Glückes geniessen können, seine Poesie wäre nicht weniger heiter, lebendig und geistreich gewesen und hätte reinere Früchte getragen. Die Bilder einer ausgelassenen Phantasie würden durch Gemälde lieb-

Digitized by Google

licher Familienscenen ersetzt worden sein, Satiren würden nicht Giftblumen mit jenen duftenden Blüthen gemischt haben, von denen die Musen und Grazien einen Kranz gebunden hatten.

Lafontaine war in seinem Leben nie krank gewesen. Gegen Ende des Jahres 1692 wurde er so hinfällig, dass man sein Ende befürchten musste. Der Dichter hatte von Jugend auf Anlage zur Melancholie und zu ausgelassenen Vergnügungen gezeigt. Als das Alter und die Gebrechlichkeit die Neigung zu Vergnügungen vernichtet hatte, blieb die Melancholie zurück. Die religiösen Ideen, die ihn in zarter Jugend beschäftigt und später zu dem Entschlusse vermocht hatten, in ein Kloster zu treten, bemächtigten sich jetzt seines Geistes, der so lange Zeit den Leidenschaften unterworfen gewesen war. Madame de La Sablière, die sich seit einiger Zeit gänzlich der Armenpflege und sonstigen guten Werken gewidmet hatte, lag krank danieder, und man befürchtete ihre Auflösung. Die Ermahnungen dieser sterbenden Freundin, verbunden mit den Bitten eines Racine, machten auf Lafontaine einen tiefen Eindruck, und seine liebende Seele empfand lebhaft das Bedürfniss einer himmlischen Tröstung. Der Pfarrer von Saint-Roch, zu dessen Gemeinde Lafontaine gehörte, wurde deshalb von den Dispositionen des Kranken unterrichtet, und der Vicar M. Pouget, ein Mann von 26 Jahren, versuchte die Bekehrung, die sich zu einer der schönsten und aufrichtigsten des 17. Jahrhunderts gestalten sollte.

„Mr. de Lafontaine," sagt Pouget, „war ein sehr treuherziger, einfacher aber geistreicher Mann, der mir mit ziemlich drolliger Naivetät sagte: Ich lese seit

Digitized by Google

einiger Zeit das Neue Testament, es ist ein sehr gutes Buch, es befindet sich aber ein Artikel darin, über den ich nicht hinwegkommen kann. Das ist die ewige Verdammniss. Ich verstehe nicht, wie sich diese mit der Güte Gottes verträgt.“ Pouget hatte eben die Sorbonne verlassen, es wurde ihm deshalb leicht, die Bedenken Lafontaine's zu beseitigen und ihm eingehend und auf interessante Weise die Grundsätze des heiligen Augustin und anderer Kirchenväter und Theologen zu erklären. Diese Unterhaltungen wurden vierzehn Tage lang mit einem Eifer fortgesetzt, welcher der Krankenwärterin Lafontaine's übertrieben schien. In ihrer Sorge für ihren Pflegebefohlenen sagte sie deshalb einst zu Pouget: „Ne le tourmentez pas tant, il est plus bête que méchant.“ Ein ander Mal, als der Geistliche heftig über die Strafen der Ungläubigen und Verstockten gesprochen hatte, war sie von der Sanftmuth und Güte Lafontaine's so ergriffen, dass sie Pouget in eine Ecke des Zimmers zog und zu ihm sagte: „Monsieur, Dieu n'aura jamais le courage de le damner.“ Der Vicar theilt uns ferner mit, dass Lafontaine in allen seinen Unterhaltungen eine seltene Hingabe und Offenherzigkeit gezeigt habe. „Das war ein Mensch,“ sagt er, „der über tausend Dinge anders als die Uebrigen dachte, der aber die Wahrheit erfasste und nie nach Spitzfindigkeiten suchte.“ Ehe Lafontaine vor seinem Beichtvater sein Sündenbekenntniss ablegte, stellte ihm dieser zwei Bedingungen. Erstens solle er sich verpflichten, seine Kraft nur frommen Werken zu widmen, und ein Gott wohlgefälliges Leben führen. Zweitens solle er seine Erzählungen widerrufen. Lafontaine kam diese öffentliche Genugthuung schwer an, doch leistete er sie gewissenhaft,

Digitized by Google

ja, er zog sogar ein kürzlich vollendetes Lustspiel zurück, das uns in Folge dessen gänzlich verloren gegangen ist. Nach reuigem Bekenntniss konnte Lafontaine am 12. Februar 1693 das heilige Abendmahl gereicht werden. Viele ausgezeichnete Männer, eine Deputation der Akademie und die Vertreter der Geistlichkeit waren dabei zugegen.

So war aus dem Anhänger der Welt ein Diener Gottes geworden, der sich mit Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit seinem Herrn ergeben wollte. Wenn wir auf die Jahre eines so langen Lebens zurückblicken, so können wir uns einer gewissen Wehmuth nicht erwehren. Weshalb findet die Bekehrung so spät statt? Welchen grösseren Nutzen hätte dieser Mann der Menschheit und speciell dem Christenthume leisten können, wenn er sich früher in den Dienst seines Gottes gestellt hätte, wenn er mit seinen ihm gegebenen Eigenschaften in das Geheimniss der christlichen Rechtfertigung und Heiligung getreten wäre? Wie würde er mit seinem Griffel die Empfindungen eines liebenden Herzens und die Grösse und Liebe Gottes im Evangelium geschildert haben! Seine Schriften würden nicht nur eine Würze für den Geist, sondern auch ein Balsam für die Herzen geworden sein.

Dennoch hat uns Lafontaine in dem Ernste und der Aufrichtigkeit seiner Bekehrung ein Beispiel gelassen. In der ersten Zeit des Christenthums machte Offenheit und muthige Treue den Werth des christlichen Glaubens aus, heute werden dadurch aus Namenchristen wahre Christen. Ein unverfälschter Glaube ist die Ehrerbietung, die wir Gott schulden. Wir wissen, dass wir von ihm eine unsterbliche Seele empfangen

Digitized by Google

haben, wollen wir sie ihm nicht zurückgeben, indem wir dieselbe in seinen Dienst stellen? Lafontaine liess allen Schein, alle Rücksichten auf die Welt bei seiner Bekehrung fallen. Er zeigte sich, wie er war, und ergab sich seinem Schöpfer und Erlöser. Folgen wir diesem Beispiele!

Dass es Lafontaine mit seiner Bekehrung Ernst war, davon zeugen die letzten zwei Jahre seines Lebens. Sie geben den Beweis seiner innern Umwandlung. Louis Racine schreibt darüber:

„Vrai dans ses écrits, vrai dans tous ses discours,
Vrai dans sa pénitence à la fin de ses jours,
Du maître qu'il approche il prévient la justice,
Et l'auteur de Joconde est armé d'un cilice.“

Ein lebhaftes Zeugniss bietet auch ein Brief, den Lafontaine an seinen Freund Maucroix schrieb: „Tu te trompes assurément, mon cher ami, s'il est bien vrai, comme M. de Soissons me l'a dit, que tu me croies plus malade d'esprit que de corps. O mon cher! mourir n'est rien, mais songes-tu que je vais comparaître devant Dieu? Tu sais comme j'ai vécu. Avant que tu reçoives ce billet, les portes de l'éternité seront, peut-être, ouvertes pour moi!“

Lafontaine genas langsam von seiner schweren Krankheit und konnte sogar wieder an den Sitzungen der Akademie theilnehmen. Er sprach dort in Gegenwart seiner Collegen wiederholt sein Bedauern über die Abfassung seiner Erzählungen aus und gab abermals das Versprechen, sein Leben fortan nur der Abfassung ernster Schriften zu widmen. Als Beleg der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen bot er der Akademie eine

Digitized by Google

Paraphrase von „dies irae, dies illa“, in der folgende Stelle, in der er sich an Gott wendet, bezeichnend für seinen Seelenzustand ist:

„L'illustre pécheresse . . . . .
Se fit remettre tout par son amour extrême;
Le larron te priant fut écouté de toi.
La prière et l'amour ont un charme suprême.
Tu m'as fait espérer même grâce pour moi.
. . . . . .
Fais moi persévérer dans ce juste remords:
Je te laisse le soin de mon heure dernière;
Ne m'abandonne pas quand j'irai chez les morts.“

Ausserdem übersetzte der Dichter Kirchenlieder und verfasste eine Legende über die Gefangenschaft des heiligen Malchus. Er führt in letzterer seinen Lesern einen Jüngling und eine Jungfrau vor, die das Gelübde der Keuschheit gethan haben. In Folge eines Krieges werden beide Sclaven und müssen in der Wüste die Heerden hüten. Obgleich sich ihrer ehelichen Verbindung kein Hinderniss entgegenstellt, bleiben sie ihrem Gelübde treu. Die Einflüsse des Klimas, die Einsamkeit, der Reiz der Natur und der Befehl ihres Herrn vermag nicht, sie in ihrem Entschlusse wankend zu machen. Der Jungfrau gelingt es, durch himmlische Beredtsamkeit ihren Freund auf dem Wege der Keuschheit verharren zu lassen, und auf den Knien bringen sie Gott die Dankopfer der Liebe, von denen ihr Herz voll ist. Nach unzähligen Gefahren empfangen sie endlich am Altar die himmlische Belohnung eines schmerzenreichen Lebens.

Digitized by Google

gleich das Gedicht voll von Interesse und neuen
en ist, müssen wir doch gestehen, dass Lafontaine
ines erhabenen Themas darin nicht erreicht
bt es in der That Höheres, als die Keusch-
glings oder einer Jungfrau zu besingen,
dieser Welt einer ewigen Heimath

e hatte sich mit der Welt ausgesöhnt.
h empfing er neue Beweise der Freundschaft und
Liebe, und die Schriftsteller der Zeit versäumten nicht, ihm ihre Huldigung darzubringen. Als am 3. Juni 1693 La Bruyère als Mitglied in die Akademie aufgenommen wurde, hielt er eine Lobrede auf Lafontaine und sagte darin: „Plus égal que Marot et plus poëte que Voiture, Lafontaine a le jeu, le tour et la naïveté de tous les deux; il instruit en badinant, persuade aux hommes la vertu par l'organe des bêtes, élève les petits sujets jusqu'au sublime: homme unique dans son genre d'écrire, toujours original, soit qu'il invente, soit qu'il traduise, qui a été au-delà de ses modèles, modèle lui-même difficile à imiter.“ Neuer Lebensmuth stellte sich bei dem greisen Dichter ein, der nach dem Tode der Frau v. La Sablière in dem Palais des Herrn v. Hervart ein Asyl gefunden hatte. Voll von Lebensmuth schreibt er am 26. October 1694 an Maucroix: „Ich hoffe, dass wir beide die achtziger erreichen, und ich noch Zeit finde, meine Hymne zu beenden. Ich würde vor Langeweile sterben, wenn ich nicht dichten könnte. Sprich mir Deine Meinung aus über „Dies irae, dies illa“, welches ich Dir geschickt habe. Ich habe noch einen grossen Plan, bei dessen Ausführung Du mir

Digitized by Google

helfen kannst. Doch werde ich Dir erst Näheres darüber mittheilen, wenn ich damit weiter vorgeschritten bin.“ Die Tage des Dichters waren leider gezählt. Seine Kräfte nahmen zusehends ab, sodass er nach kurzem Siechthum am 13. April 1695 im Alter von fast 74 Jahren entschlief.

Racine, der so manchmal bei lustigen Banquets sein froher Tischnachbar oder in schattigen Alleen stiller Waldeinsamkeit sein Gefährte gewesen war, hatte sich nicht versagt, auch die letzten Stunden seines Lebens bei ihm zu sein. Dieselbe Religion, dieselben Interessen, dieselben Hoffnungen hatten ein festes Freundschaftsband zwischen beiden geknüpft. Mit Racine beweinte Fénelon, der seit zwei Jahren der College Lafontaine's in der Akademie gewesen war, den Tod des Freundes. „Lafontaine ist nicht mehr,“ schrieb er, „weinet, die ihr vom Himmel ein Herz und einen Geist empfangen habt, die Reize einer natürlichen Poesie zu empfinden. Tröstet euch aber, Lafontaine lebt, er wird ewig in seinen unsterblichen Werken leben. Leset ihn und sagt, ob Anakreon verstanden hat, anmuthiger zu scherzen, ob Horaz die Philosophie und Moral anziehender und mannigfaltiger geschmückt hat, ob Terenz die menschlichen Sitten natürlicher und wahrer geschildert hat, oder ob Virgil lieblicher gewesen ist.“

Wer heute in Paris den „Père-Lachaise“ besucht, der wird dort an der Seite Molière's den Sarkophag Lafontaine's finden. Die Achtung eines Volkes hat seinem geliebtesten Dichter, der heute noch in seinen Fabeln durch Bild und Wort zu allen Nationen der Welt redet, ein Denkmal mit folgender Inschrift gesetzt:

Digitized by Google

Hic jacet:
Joh. Lafontaine castrotheodoricus,
In Aesopiis fabellis condendis,
Recentiorum unicus Babriae et Phaedri
Victor potius quam aemulus.
Vixit An. LXXIV. Obiit A. S. MDCLXXXXV.
Gust. Chabrol de Volvic*), Comes, Praefectus Urbis,
Poëtae corpus aliunde translatum
Monumento inferri curavit A. S. MDCCCXVII.

---

*) Chabrol de Volvic geb. 1773 in Riom, gest. 1843. Er wurde 1812 von Napoleon I. zum Präfecten des Departements der Seine ernannt und erwarb sich als Verwaltungsbeamter einen Ruf.

Digitized by Google

Digitized by Google

Lafontaine als Mensch.

Digitized by Google

Digitized by Google

Es gibt nicht viel Dichter, von denen die Nachwelt so viele Einzelheiten ihres Lebens besitzt, wie von Lafontaine. Mit einer Art freundschaftlichen Vertrauens unterhält uns der Dichter über seine Neigungen, Ideen und Empfindungen. Er erzählt uns sogar von seinem Zimmer und den darin befindlichen Möbeln; er spricht von seinem Gesundheitszustande und seinem Rheumatismus. Vielleicht würde uns diese Art der Erzählung bei Andern missfallen, Lafontaine steht sie an, und wir verzeihen sie ihm, weil er mit einer Liebenswürdigkeit und Naivetät von sich zu reden versteht, welche anzieht und einnimmt. Es kann das nicht Jeder. Welch' ein Unterschied ist z. B. zwischen den Confessions de J. J. Rousseau und den gelegentlichen Bekenntnissen Lafontaine's! Dort stellt sich ein Mensch mit seinen verdammenswerthen Heldenthaten ohne Reue und Scham vor uns, als ob er sagen wolle: „Schaut her, das habe ich gethan!" Hier findet sich ein schwacher Mensch, bei dem die sittlichen Bestrebungen wegen Mangel an Energie bis zum Abend seines Lebens ohne Erfolg bleiben, dem wir aber im Hinblick auf seinen endlichen moralischen Sieg die be-

Digitized by Google

gangenen Fehler verzeihen, und dessen Andenken wir ehren.

Der Maler Mignard, von dessen Hand sich ein Porträt des Dichters in der Galerie von Versailles befindet, sowie die Kupferstiche, mit denen die Ausgaben der Fabeln Lafontaine's versehen sind, stellen ihn uns mit schönen, kräftigen und scharf ausgeprägten Zügen dar, die Geist verrathen. Die grossen Augen verkünden die Wärme der Empfindung, und der schöngeschnittene Mund, den ein schalkhaftes Lächeln umspielt, lässt auf Beredtsamkeit schliessen. Wir wissen ferner, dass Lafontaine von schöner Gestalt war, aber oft in seiner Nachlässigkeit das Ansehen eines schlaffen, ermüdeten Menschen machte. La Bruyère, der übrigens seinem Talente und seinen Werken ein ausgezeichnetes Zeugniss ausstellt, sagt von ihm, dass er in der Gesellschaft schwerfällig, plump und dumm ausgesehen habe. Louis Racine meint, Lafontaine habe in der Gesellschaft nichts Angenehmes gehabt. „Meine Schwester," fügt er hinzu, „hielt ihn für einen langweiligen Menschen, der nie sprach, oder wenn er sprach, sich nur über Plato unterhalten wollte. Das Urtheil des Abbé d'Olivet stimmt fast mit jenem überein. Er sagt: „Sein Gesicht verrieth durchaus nicht seine Talente. Er zeigte oft ein einfältiges Lächeln, hatte ein schwerfälliges Aussehen und war in der Gesellschaft oft so zerstreut, dass er nicht wusste, wovon man sprach." Der Geschichtschreiber der Akademie fügt hinzu: „Es ist wahr, sobald die Unterhaltung lebhafter wurde, fühlte sich Lafontaine ergriffen, seine Augen wurden lebendig, er nahm an den Auseinandersetzungen

Digitized by Google

Theil, citirte die Klassiker, wo es sein musste, und fand neue Reize in ihnen.“

Die Zerstreutheit ist ein charakteristischer Zug dieser ausserordentlichen Natur. Alles Andere verschwand in diesem Zustande, in den ihn oft ein Gedanke, ein Gefühl, ein Eindruck oder Ereigniss versetzte, vor seinen Augen, und er konnte die gröbsten Verstösse begehen. Ob sich Lafontaine dieser Schwäche bewusst war, wissen wir nicht. Jedenfalls hütete er sich in seinem späteren Leben im Umgange mit hochgestellten Personen so viel als möglich davor. Es gibt viele grosse Männer mit dieser Schlaffheit und Weichlichkeit des Willens, bei denen sich der Geist auch trotz dieser Willensschwäche entwickelt hat. Umgekehrt kann sich das Willensvermögen auch bei fehlender Intelligenz stärken.

Auf Rechnung dieser Zerstreutheit kommen eine Menge Anecdoten aus dem Leben des Dichters.

Einst war Lafontaine als Gast in dem Hause eines Freundes anwesend. Vergeblich erwartete man ihn bei Tische. Erst als die Mahlzeit beendet war, erschien er. Man fragte ihn nach dem Grunde seines Ausbleibens, und er antwortete: „Ich habe dem Begräbniss einer Ameise beigewohnt. Nachdem ich dem Trauerzuge gefolgt war, habe ich die Familie bis nach dem Hause zurückbegleitet.“

Lafontaine hatte seinem einzigen Sohne eine ausgezeichnete Erziehung gegeben. Besonders hatte sich sein Freund Maucroix darum verdient gemacht. Später wurde ein Herr v. Harlay mit der weiteren Ausbildung

Digitized by Google

des jungen Lafontaine beauftragt, und der Vater kümmerte sich nicht mehr viel um ihn. Einst traf er mit seinem Sohne bei Dupin zusammen. Als ihn dieser fragte, ob ihm der junge Mann nicht bekannt vorkomme, antwortete er: „Je crois l'avoir vu quelque part.“ Montenault erzählt von einem ähnlichen Zusammentreffen des Vaters mit dem Sohne, wobei der Vater geäussert haben solle: „Der junge Mann hat Geist und Talent und gefällt mir.“ Walkenaër zieht die Wahrheit beider Geschichten in Zweifel, doch scheint ihm der folgende Vorfall verbürgt. Lafontaine hatte einen Process und war nach Paris vor Gericht geladen. Einer seiner Bekannten hörte davon und schickte ihm ein Pferd, damit er sich so schnell als möglich zu seinem Sachwalter nach der Stadt begebe. Lafontaine machte sich auch wirklich auf den Weg, stieg aber eine Meile vor der Stadt bei einem Freunde ab, um sich etwas zu erholen. Man empfängt ihn hier auf das Herzlichste, spricht von Versen, und der Dichter vergisst seinen Process. Unbekümmert verbringt er die Nacht im Hause des Freundes, überlässt sich dem Schlafe und erwacht erst, als man bereits das Urtheil gesprochen hat.

Zu dieser Zerstreutheit des Dichters kam zuweilen eine Vernachlässigung gesellschaftlicher Formen. Von einem Banquier, der einen berühmten und geistreichen Mann unter seinen Gästen haben wollte, zu Tische eingeladen, lässt er sich das ausgezeichnete Diner gut schmecken und spricht kein Wort. Nach beendetem Mahl steht er auf und schickt sich an, das Haus zu verlassen. Man will ihn zurückhalten, um von seiner Unterhaltung zu geniessen. Umsonst! „Es ist Sitzung

Digitized by Google

in der Akademie," sagt er, „und ich muss dorthin." Obgleich er noch zwei Stunden bis zur Eröffnung der Sitzung Zeit hat, lässt er sich nicht von seinem Vorsatze abbringen. „Ich werde den längsten Weg nehmen", fügt er hinzu und verabschiedet sich. Lafontaine war Menschenkenner genug, um in dem Herzen des reichen Amphitryon die Beweggründe der Einladung zu lesen.

Man darf sich nicht durch den Namen Bonhomme, den man Lafontaine beigelegt hatte, verführen lassen. Die Gutmüthigkeit, welche einen Hauptzug seines Charakters ausmachte, schliesst einen gewissen Grad von Schlauheit und instinctiver Schalkhaftigkeit nicht aus. Mitten in seinen oft scheinbaren Träumereien verfolgt er mit Geschicklichkeit und Ausdauer den Zweck, den Fesseln der Gesellschaft zu entrinnen, die seinem Unabhängigkeitsgefühl zuwider sind. Er will frei sein. Seine Freunde und Bekannten begriffen seinen Charakter, gestanden ihm die Privilegien eines grossen Kindes zu, vergnügten sich über ihn, profitirten von den Einfällen seiner Laune und liessen ihn gewähren.

Wir dürfen auch nicht vergessen, dass Lafontaine Gallier war. Noch heute kann man in Frankreich die Nachkommen der alten Franken von den Nachkommen der alten Gallier unterscheiden. Frankreich ist stolz auf alle seine grossen Männer. Uns scheint es aber immer, als ob jene Abkömmlinge der Gallier einen Vorzug in der Nation genössen. Die Stärke des französischen Genies besteht in der engen Vereinigung des gallischen Witzes und des französischen Verstandes. Ein Voltaire reisst durch sein Gelächter eine veraltete Welt in Fetzen,

Digitized by Google

und ein Jean Jaques setzt an ihre Stelle eine neue, gegründet auf Gleichheit, Brüderlichkeit und Freiheit. Jene zwei Elemente vereinigen sich und bilden die Literatur eines Rabelais, Régnier, Molière einerseits, eines La Boétie, Malherbe, Pascal andrerseits. Aber in der Mitte stehen jene Sprösslinge der Gallier mit Lafontaine an ihrer Spitze.

Wollen wir deshalb Lafontaine's wahren Charakter kennen lernen, so müssen wir ihm in die Salons einer Herzogin von Bouillon, einer Frau v. La Sablière folgen. Dort sehen wir ihn als Glied seiner Nation, als Vertreter des gallischen Geistes. Man muss unter Franzosen leben, um den gallischen Geist zu verstehen, der das Bedürfniss hat zu scherzen, zu lachen oder zu spotten, ohne Andere zu verletzen. Der Gallier liebt nicht jene ausgelassene Freude, die vorüberrauscht, oder jene Satire, die beleidigen kann. Sein Witz zeugt von Intelligenz und erhält den Zuhörer bei guter Laune. Lafontaine sagt: „Je n'appelle pas gaieté, ce qui excite le rire; mais un certain charme, un air agréable qu'on peut donner à toutes sortes de sujets, même les plus sérieux.“ Es wird uns erzählt, dass die Gallier bei ihrem Einzuge in Rom die versammelten Senatoren Anfangs für Götter gehalten hätten. Ein Krieger habe sich jedoch nicht versagen können, einen der ehrsamen Väter der Stadt am Barte zu zupfen. Die Geschichte ist ausserordentlich bezeichnend für das Wesen der Nachkommen der alten Gallier. Von allen französischen Dichtern hat kein anderer wie Lafontaine diese gallische Natur, und wir haben nur nöthig, seine Fabeln zu lesen, um uns zu überzeugen, in wie vielfältiger Weise sich dieselbe äusserte.

Digitized by Google

Lafontaine war zuweilen Epikureer und fand dabei viele Gesinnungsgenossen. Man führte seiner Zeit in bürgerlichen Kreisen auf dem Lande ein fröhliches Leben. Man war auf sich angewiesen und ahmte noch nicht Paris nach. Damals gab es in Frankreich noch ein Daheim. Küche und Keller waren gut bestellt, und heitere Erzählungen und Gesänge würzten das Mahl der Tischgenossen. An einem solchen Leben nahm Lafontaine bis zu seinem 35. Jahre Theil. Als guter Bürger, der Haus und Hof besitzt, liebte er auch einen wohlbesetzten Tisch, las viel, machte Verse und scherzte mit den Damen. Er fühlte sich in ihrer Gesellschaft wohl. Wir sehen ihn mit seinem Lächeln, seiner einnehmenden Höflichkeit, wie er sich in Artigkeiten, Liebenswürdigkeit und flüchtiger Zärtlichkeit in ihren Kreisen bewegt. Das schöne Geschlecht war ihm dafür dankbar. Seine Person wie seine Verse wurden von ihnen gleich hoch geachtet. Die Herzogin von Bouillon vergass sich in ihrer Liebe zu Lafontaine so sehr, dass sie sich laut gegen Racine erklärte, um Lafontaine's Verdienste um so höher stellen zu können. Unser Dichter wurde auch von den Herren der damaligen ersten Gesellschaft gesucht. Bekanntlich aber erlaubt und ruft diese nur den, der zu gefallen versteht. Die Freundschaft und die Wohlthaten eines Conti und Vendôme belohnten Lafontaine's Verdienst und trösteten ihn über die Vernachlässigung seitens des Königs, der sich mehr für die Beschreibung eines Rheinüberganges interessirte als für den Streit eines Wiesels mit einem Kaninchen.

Wir lernen den Dichter noch von einer anderen Seite kennen, wenn wir ihm tiefer in's Herz schauen.

Digitized by Google

Unter den französischen Dichtern hat es ausser Lafontaine nur wenige gegeben, die das Wort der Schrift: „Lasset uns nicht lieben mit Worten noch mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit“ mehr geübt hätten. Weit davon entfernt, irdischen Besitz für das höchste Glück auf Erden zu achten, war der Dichter stets bereit, sein Eigenthum für das Wohl seines Nächsten zu opfern. Die Liebe trachtet nicht nach Schaden, denn sie ist mitleidig, brüderlich, barmherzig und freundlich. Seinen Freunden Pintrel und Maucroix gab er Alles, was er hatte, seine Zeit und seinen Ruhm. Er übersetzte ihnen Verse und gab ihre Werke heraus. Was er für Fouquet thun konnte, davon gibt seine Elegie an die Nymphen von Vaux ein unsterbliches Zeugniss. Der Zorn eines allmächtigen Königs konnte den Dichter nicht abhalten, in Wort und Schrift für seinen früheren Gönner einzutreten. Wie dankbar zeigte er sich Mme de La Sablière! Er konnte freilich das nicht vergelten, was ihm diese Frau Gutes that, doch zeigte er ohne Unterlass, wie sehr er ihr verpflichtet sei. „Zeigen Sie diese Verse Niemand,“ schreibt er an Racine, „denn Frau v. La Sablière hat sie noch nicht gesehen.“ Er wollte seiner Beschützerin gern seine Erstlinge bringen. Ihr Gedächtniss war unauslöschlich in seinem dankbaren Herzen, und dort hatte er ihr, wie in seinen Versen, einen Tempel errichtet. Nur wenige Dichter gibt es, welche wie er von der Freundschaft geschrieben haben:

„Ce que chez vous nous voyons estimer,
C'est un mortel qui sait mettre sa vie
Pour son ami.“

Digitized by Google

Dann aber gefällt uns seine Bekehrung. Er hat darin die ganze Naivetät seines Charakters gezeigt. Sie rührt uns und wird nie aufhören, einen wohlthuenden Eindruck zu machen. Alles ist dabei ernst und aufrichtig. Lafontaine wird in der That ein anderer Mensch. Wir sehen an ihm und in ihm die Kraft der Wiedergeburt und die Erneuerung im Heiligen Geist, die ihn treibt, in einem neuen Leben zu wandeln.

Digitized by Google

Digitized by Google

Lafontaine als Fabeldichter.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Franzosen stellen Lafontaine an die Seite des Homer und halten ihn für einen der grössten Dichter aller Zeiten. Lamennais sagt: „Frankreich hatte im 17. Jahrhundert einen Dichter, dem weder die alten noch die modernen Nationen einen ähnlichen an die Seite zu stellen haben. Wir meinen Lafontaine, diese Blume der Gallier, welche im Spätherbste alle Düfte seines heimischen Bodens in sich aufnahm. Es gibt keine einzige Schattirung im Styl, von dem er nicht ein vollendetes Beispiel gäbe. Alles findet sich bei ihm: Majestät, Erhabenheit, Energie, Eleganz, Feinheit, Natürlichkeit, edle, keusche Schönheit und Anmuth.“ In Deutschland hat man Lafontaine diesen hohen Rang nicht eingeräumt, doch lässt man seinem Verdienste als Fabeldichter Gerechtigkeit widerfahren. Der Grund dieser Meinungsverschiedenheit liegt in der Verschiedenheit des Volkscharakters. Der französische Geist, der sich leicht zerstreut, liebt jene Poesie, die nur Augenblicke beschäftigt. Grosse dichterische Ausführungen, nach welchen der Deutsche den Dichter misst, sind ihm fremd. Wir können uns deshalb nicht wundern, wenn unsere mittelmässigen Dichter von unsern Nachbarn

Digitized by Google

als Dichter ersten Ranges angesehen werden, oder wenn Goethe einen Du Bartas zum Könige unter den französischen Dichtern erhebt, und Mercier, Restiff de la Bretonne bei uns einmal in hohem Ansehen gestanden haben. Lafontaine hat sich in allen Arten der Poesie versucht. Er hat Tragödien, Komödien, Elegien, Oden, Balladen, Novellen und Erzählungen geschrieben. Alle diese poetischen Excursionen machen seinen Ruhm nicht aus, weil sie ausserhalb seiner dichterischen Begabung liegen. Die Anmuth des poetischen Ausdrucks in seinen Erzählungen bleibt für uns unempfunden, weil wir ihre Moral verwerfen. Für die Fabel ist Lafontaine epochemachend. Er hat es verstanden, dieselbe in einem neuen Gewande in das Reich der Poesie aufzunehmen. Alle Reize der Schönheit des erzählenden Styles finden wir hier in Form von kleinen Dramen, die sich, wie er sagt, in hundert Acten auf der Bühne, welche die Welt bedeutet, abspielen. Die verpönte Fabel, die in ihrer nackten Form und ihrer starren, trockenen, moralischen Kürze an den Leser herantrat, wird unter der Hand Lafontaine's ein Gedicht, das alle Dichtungsarten in sich aufnimmt. Die Epik findet ihre Erzählungen und Charaktere, das Drama seine Helden und Leidenschaften, die Komödie ihre heiteren Unterhaltungen. Lafontaine ist auf diese Weise der originellste französische Dichter geworden.

Einen nicht geringen Einfluss übte die Uebersetzung der Fabeln Bilpay's auf Lafontaine aus. Dieser Bilpay war ein weiser Bramane, den seine Landsleute fast vergötterten. Leider war sein Landesherr Dabschalim ein Tyrann, der wenig auf Weisheit gab. Die Offenheit, mit welcher sich der Weise über die Landesverwaltung

Digitized by Google

aussprach, erregte den Zorn des Fürsten, und Bilpay wurde in das Gefängniss geworfen. Als sich der Tyrann einst in einer grossen Verlegenheit befand, liess er den Gefangenen holen und fragte ihn um Rath. Der mit Ketten Belastete wurde nicht nur in Gnaden entlassen, nein, es wurde ihm sogar die Verwaltung des Landes anvertraut. Eines Tages sprach der König zu seinem neuen Statthalter: „Ich will nicht nur, dass mein Land glücklich sei, ich will es auch berühmt machen. Schreibe deshalb ein Buch, Bilpay, und ich gebe Dir ein Jahr Zeit dazu.“ Nach Ablauf dieser Zeit überreichte der Weise seinem Gebieter eine Fabelsammlung, in welcher redende Thiere den Menschen nützliche Unterweisungen gaben. Sicherlich wäre uns das Buch Bilpay's verloren gegangen, wenn es nicht ein Araber in seine Sprache übersetzt hätte.

1262 wurde diese Fabelsammlung durch Johann v. Capua unter folgendem Titel in's Lateinische übersetzt: Directorium vitae, parabolae antiquorum sapientium. Im Jahre 1644 erschien unter dem Titel: „Livre des Lumières“ oder „La conduite des rois“ eine französische Uebersetzung derselben von Galland und Gaulmin.

Ein Mensch ist oft ebenso bemerkenswerth durch die Begabung, verborgene Schätze an das Licht zu fördern, als dadurch, der Welt aus eigener Kraft solche zu spenden. Wir wollen Lafontaine nicht Verdienste zuschreiben, die er nicht besitzt. Es gibt Gelehrte, welche meinen, Lafontaine habe die alten Werke des 13. Jahrhunderts oder andere Monumente der französischen Sprache studirt. Sie täuschen sich. Nichts war der Natur Lafontaine's mehr zuwider als die Schwierigkeiten des Altfranzösischen zu überwinden, staubige Manuscripte

Digitized by Google

zu durchblättern und Sujets zu Fabeln aufzusuchen. Eine Sammlung von Fabeln von Nevelet, welche alle lateinischen und griechischen Fabeln enthielt, die Erzählungen des Boccaz und der Königin von Navarra haben ihm neben Faërne, Bilpay, Aesop, Pogge und Rabelais Stoff zu seinen Fabeln und Erzählungen gegeben, und die Lectionen eines Corrozet, Gueroult, Hegemon, sowie des Satirikers Regnier die Idee, die Fabeln in Versen zu behandeln. Einen näher liegenden Anhalt bot ihm der „Roman de Renart", ein satirisches Epos, in dem sich die Thiere mit einem besondern Charakter einführen und Abenteuer und Heldenthaten unternehmen, die sich zu Conflicten verketten.

Aus der Darstellung der Intriguen des treulosen Schakal am Hofe des Löwen hat Lafontaine die Idee des Rangunterschiedes unter den Thieren entnommen, ihnen Würden beizulegen und jedem seinen Charakter zu wahren, der ihre Eigenthümlichkeiten darstellt. Deshalb wird der Löwe als Majestät behandelt, welcher sein Schloss hat und von Pairs und Officieren umgeben ist. Der Leopard ist ein Sultan, der Bär ein Grossherr, das Pferd Don Coursier; Meister Fuchs bewahrt sein schmeichelhaftes, listiges Wesen, Jean Lapin seine Gutmüthigkeit, der Kater ist Raminagrobis oder Grippeminaud, der gute Apostel, und wenn er zu Gericht sitzt, so ist er der Grossherzog der gepelzten Katzen. Wenn die Hunde handelnd auftreten, so geben ihre Namen den Unterschied ihres Charakters an. Miraut zeichnet die Wachsamkeit und Briffaut die Gier. Durch eine derartige glückliche Charakterisirung und Zusammenstellung der handelnden Personen ist es Lafontaine ge-

Digitized by Google

lungen, Einheit und gemeinsames Interesse in die Fabeln zu bringen, sein Werk zu einer „ample comédie à cent actes divers“ zu machen.

Bei Aesop bildet jede Fabel ein abgeschlossenes Ganze. Die eine Fabel hat mit der andern nur den moralischen Zweck gemeinsam. Bei Bilpay vermengen sich die Fabeln, halten das Interesse zu weit hinaus und ermüden manchmal den Leser. Lafontaine's Fabeln sind wie bei Aesop isolirt. Jede bietet zunächst ihr eigenes Interesse, dann aber erregt sie den Wunsch, die vollendete Bekanntschaft einer Welt zu machen, in welche uns der Dichter einführt und leben lässt. Lafontaine hat auf diese Weise die Vorzüge jener alten Fabeldichter vereinigt und ihre Schwächen vermieden. Er zeichnet sich aber vor jenen durch die feine Beobachtungsgabe der ihn umgebenden Welt aus. In seinem langen vertraulichen Umgange mit den Thieren hatte er sich mit wahrer Liebe der Natur ergeben. Er hat die Thiernatur belauscht und studirt. Dadurch wird seine Charakterzeichnung eine vollkommene. Treu, wie er die Natur der Thiere gesehen, führt er sie uns in bezeichnender Sprache vor. Aber auch die Kenntniss des menschlichen Herzens ging ihm nicht ab. Er zeigt sie uns in seinen Empfindungen und Bestrebungen, Hoffnungen und Befürchtungen, Kämpfen und Leidenschaften, Leiden und Freuden, Tugenden und Lastern.

Deshalb sind die Fabeln so interessant und spannen die Aufmerksamkeit des Lesers immer von Neuem. Bei Jung und Alt, Arm und Reich erfreut sich Lafontaine in Folge dessen einer Beliebtheit, die er vielleicht nur mit Molière theilt. Laun sagt mit Recht in seiner

Digitized by Google

Einleitung zu den Fabeln Lafontaine's: „Lafontaine nimmt alle Elemente der Vorgänger in sich auf, die weise Lehrhaftigkeit und Symbolik der Orientalen, die scharfe und kluge Kürze der Aesopischen Fabeln, die grössere Fülle und Eleganz des Phädrus, die humoristisch-satirische Naivetät und Breite der Fabliaux und die erneuten klassischen Kunstbestrebungen der Renaissance. Er haucht aber diesem Allem dadurch einen neuen Geist ein, dass er überall seine persönliche Individualität durchblicken lässt und Allem ein subjectives Gepräge gibt. Darin steht er einzig unter seinen Vorgängern und Nachfolgern da."

Man hat gesagt, Lafontaine habe ein wunderbares Talent, seine Leser mit den Abenteuern und Geschichten seiner Thiere zu unterhalten. Lafontaine hat weniger die Thiere in Scene gesetzt als die Menschen. Seine Fabeln sind Sittengeschichten aus dem menschlichen Leben. Er sagt:

„Tout parle en mon ouvrage et même les poissons;
Ce qu'ils disent s'adresse à tous, tant que nous sommes:
Je me sers d'animaux pour instruire les hommes."

Die Thiere würden nicht allzulange unsere Aufmerksamkeit fesseln. Den Schwächen unseres Nächsten, die wir dargestellt sehen, widmen wir ein unvergessliches Andenken. Lafontaine ergriff die Stoffe der Naturdichtung von den Thieren und behandelte dieselben ihrem Wesen gemäss als Abbilder der Menschennatur und des Menschenlebens, aus der unmittelbaren Wahrheit des Thierlebens machte er Gleichnisse für menschliche Zustände, aus der absichtslosen Darstellung der thierischen Handlung schuf er eine auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Erzählung. Dadurch ist er der

Digitized by Google

Schöpfer der französischen Thierfabel geworden.

Ohne die ungeheuren Unterschiede der einfachen Kunst der Fabel und der zusammengesetzten des Lustspiels zu verkennen, könnte man sagen, dass Lafontaine neben Molière der treueste Maler der Natur und der Gesellschaft ist. Molière unterwirft in seinen Lustspielen das Gemälde der Sitten einer philosophischen Betrachtung, er gibt ihm die Moral der Fabel. Lafontaine gibt der Fabel die Charaktere, die Vorzüge des Lustspiels, indem er das Sittengemälde darin aufnimmt. Beide besitzen dabei in hohem Grade die Beobachtungsgabe, die in das tiefe Geheimniss der menschlichen Neigungen und Schwächen hinabsieht und ihre Empfindungen je nach Art und Charakter verschieden zur Darstellung bringt. Molière's Pinsel arbeitet energisch, der Pinsel Lafontaine's ist zierlich und fein. Ersterer erfasst die grossen Züge und ist über Kleinigkeiten erhaben, letzterer beschäftigt sich mit der Feinheit der Nüancen, welche die Kenntniss der grossen Züge voraussetzt. Der Lustspieldichter hält sich mehr bei den Lächerlichkeiten mancher Gebräuche und Sitten der Gesellschaft auf, der Fabeldichter wendet sich an das Laster des Einzelnen. Jener lässt mich über meinen Nächsten lachen, dieser zeigt mir mein eigenes Bild. Wenn ich Molière lese, fürchte ich die öffentliche Meinung, bei der Lectüre Lafontaine's schlägt mein eigenes Gewissen. Unterwirft sich ein Mensch der Zuchtruthe des ersteren, so hört er wohl auf, lächerlich zu sein, doch bleibt er dabei lasterhaft. In dem moralischen Reinigungsfeuer eines Lafontaine legt man die Bosheit ab und bestrebt sich, ein tugendhafter Mensch

Digitized by Google

zu werden. Lafontaine weiss, dass die Sittlichkeit Zweck der Fabel ist, er bemüht sich deshalb mehr als Molière um die Entwickelung in seinen Lustspielen. Er sieht ein, dass die Sittlichkeit in der Fabel nöthiger ist als die Knotenschürzung in der Komödie. Molière sagt: „Je reprends mon bien où je le trouve", und Lafontaine in demselben Sinne: „Mon imitation n'est point un esclavage." Beide hatten Recht, beide folgten den Modellen, welchen sie begegneten. Indem sie aber nachahmten, schufen sie, denn alle ihre Gestalten haben den Stempel der Ursprünglichkeit.

Lafontaine hat verhältnissmässig wenig geschrieben. Seine Werke sind von unbedeutendem Umfange. Die Gegenstände seiner Dichtungen hat er fast alle von seinen Vorgängern entlehnt, sein Styl ist ein familiärer. Dennoch ist das Wort Molière's: „Nos beaux esprits n'effaceront pas le bonhomme" wahr geworden. Lafontaine rangirt heute unter den ersten Dichtern Frankreich's und wird mit dem Beiwort „inimitable" geehrt. Die Werke Lafontaine's, besonders seine Fabeln, bieten Schönheiten, welche die französische Literatur bei anderen Dichtern nicht aufzuweisen hat. Nicht wenig hat dazu der Styl unseres Dichters beigetragen. Ihm war es gegeben, in der Kürze einer Fabel die verschiedensten Schattirungen und Farben harmonisch zu vereinigen und bewundern zu lassen. Oft bietet eine Fabel die Naivetät Marot's, die Plauderei und den Witz Voiture's mit den Zügen einer höhern Poesie dar, die sich unauslöschlich in unser Gedächtniss einprägen. Der volksthümliche Dichter wird plötzlich der Uebersetzer eines Virgil, wie die folgenden Verse in ihrer melancholischen Weichheit zeigen:

Digitized by Google

„Solitude où je trouve une douceur secrète,
Lieux que j'aimai toujours, ne pourrai-je jamais,
Loin du monde et du bruit, goûter l'ombre et le frais.
Oh! qui m'arrêtera sans vos sombres asiles?
(Liv. XI. fab. IV.)

Die Dinge des gemeinen Lebens werden durch glückliche Wahl des Ausdrucks so vorgeführt, dass sie in einem Epos erscheinen könnten. Man hat einmal von Montaigne gesagt, dass man ihn charakterisiren, aber nicht copiren könne. Dies Urtheil ist nicht weniger auf Lafontaine anwendbar. Die glückliche Wahl und Verbindung der Ausdrücke, die Kühnheit und Neuheit der Gestalten, die Anmuth des Styles und die Gegensätze in seinen dichterischen Gestalten sind nachgeahmt, aber nicht erreicht worden. Jede Persönlichkeit hat bei ihm ihren Charakter, deren Einheit sich in der Mannigfaltigkeit der Fabeln erhält. Wenn uns der Dichter von Kleinigkeiten unterhält, so fühlen wir uns wie in eine grössere Ordnung der Dinge versetzt. Wenn der Wolf z. B. beim kranken Löwen den Fuchs wegen seiner Gleichgiltigkeit anklagt, so fragt man sich, ob man sich in der Höhle eines Löwen oder bei Hofe befindet. Oft lässt der Dichter aus scheinbar gleichgiltigen Gegenständen Einzelheiten hervorgehen, welche sie wie von selbst mit den wichtigsten Punkten der Moral und mit den höchsten gesellschaftlichen Interessen verbinden. Es ist nicht nur zum Scherz, wenn er uns das Kaninchen im Streit mit dem Wiesel vorführt, das sich in seiner Abwesenheit seines Hauses bemächtigt hat und sich über die vermeintlichen Ansprüche desselben jetzt lustig macht. Wenn sich das Kaninchen einfach auf die Erbansprüche beruft, die ihm von seinen Vorfahren über-

Digitized by Google

kommen sind, so bietet uns das Ganze das Resultat vieler dickleibiger Bände über Eigenthumsrecht. Zwingt uns Lafontaine nicht, eine allgemeine Anwendung seines Sujets zu machen, wenn er ausruft: „Et quand ce serait un royaume!“ Hier liegt das Geheimniss seines Styles, den man bewundern muss.

Wenn Lafontaine zusammengesetzte Fragen vereinfacht, so ergibt sich mit Leichtigkeit die gewöhnliche Moral. Sie wird ohne Anstrengung geboren und zeigt sich ohne Prunk, denn er gibt sich nicht für einen Philosophen. Es scheint selbst, als ob er diesen Titel gefürchtet habe. Der Dichter will ein gewöhnlicher Mann sein und sagt von sich:

„Un philosophe, un marbre, une statue
Auraient senti comme nous ces plaisirs.“

Die Philosophie bleibt wie bei jedem wahren Dichter ein Geheimniss und zeigt sich nur den treuen Freunden, d. h. den fleissigsten Lesern, im geheimsten Vertrauen.

Wenn er unsere Thorheiten und Schwächen geisseln will, so wird er der Schüler der Thiere, die er sprechen lässt. Behandelt er ein Laster satirisch, so erzählt er, was ein lasterhafter Mensch thut, und die Satire ist fertig. Aus dem Zwiegespräch, den Handlungen und Leidenschaften der Thiere gehen die Lectionen hervor, die er uns ertheilen will. Richtet er sich direct an uns, so spricht er mit bescheidener, ruhigerer Würde. Selbst durchdrungen von Allem, was er sagt, wird sein Glaube seine Beredtsamkeit und erzeugt jene Wahrheit des Styles, die anzieht.

Es ist ein Irrthum, wenn man annimmt, Lafontaine habe die Fabeln hervorgebracht, wie ein Baum die

Digitized by Google

Früchte. Der Dichter hat im Gegentheil viel an seinen Arbeiten gefeilt und schenkte sich weder Zeit noch Mühe. Walkenaër hat uns gezeigt, wie von mehreren Fabeln nur einige Verse des Entwurfes in die Ausgabe übergegangen sind. Von einem blinden, unfreiwilligen Instinct kann also bei Lafontaine nicht die Rede sein. Ohne Zweifel war er der Natur viel schuldig, denn sie hatte ihn mit dichterischer Empfindsamkeit und allen Schätzen der Einbildung ausgestattet. Allerdings war er dazu geboren, Fabeln zu schreiben. Aber es gehörte Fleiss und Sorgfalt dazu, die Talente zu pflegen. Bis zu seinem 22. Jahre kennt er diese nicht. Malherbe wird das Werkzeug seiner dichterischen Wiedergeburt. Anfangs schien es, als ob er die Sprache, deren Entwickelung ein Bossuet, Corneille, Boileau durch die Erhabenheit ihres Styles förderten, verunstalten wolle. Dennoch bereicherte sich dieselbe unter seiner Hand. Er schenkte ihr die verloren gegangenen Güter wieder, indem er in dem alten Sprachschatze schöpfte und der Nachwelt jene unnachahmlichen, malerischen Ausdrücke erhielt, welche seine Gedanken mit allen möglichen Schattirungen wiedergeben. Kein Dichter hatte mehr als er das Bedürfniss, sein Inneres zu zeigen, und diesem Drange opfert er alle Vorschriften der gewöhnlichen Dichtkunst. Seine nachlässige Muse erinnert an jenes Bild der Göttin der Nacht, von dem er sagt:

„La tête sur son bras, et son bras sur la nue,
Laisse tomber des fleurs, et ne les répand pas.“

Wir wollen nicht sagen, Lafontaine habe keine Poetik gehabt. Er achtet wohl auf Form und Inhalt

Digitized by Google

und spricht in seinen Schriften über Verskunst. So sagt er in Clymène:

„Die Dichtkunst hat Inspiration nöthig, dann aber auch noch Studium und Arbeit“ (Oeuvre compl. p. 648). Es wird Lafontaine leicht zu dichten. Aber weit davon entfernt, sich seinen Anlagen blindlings zu ergeben, arbeitet er an seiner dichterischen Ausbildung, indem er liest und studirt. Seiner Eingebung fügt er das Nachdenken hinzu und lässt erstere befruchtend auf das letztere einwirken, indem dieses andererseits nicht versäumt, jener die Wege zu zeigen.

Es ist wahr, Lafontaine's Verse lassen nicht immer eine Analyse zu, doch fehlen ihnen die Reize nicht. Wie schön sind die folgenden:

„Quant aux volontés souveraines
De celui qui fait tout, et rien qu'avec dessein,
Qui les sait que lui seul? comment lire en son sein?
Aurait-il imprimé sur le front des étoiles
Ce que la nuit des temps enferme dans ses voiles?“

(Liv. II. fab. XIII.)

Die ungleichen Längen sind bei Lafontaine oft die Folge eines dichterischen Gefühls, das seinen Gesetzen folgt. Diejenigen, welche diese Gesetze nicht verstehen, laufen Gefahr, die Zartheiten einer vollendeten Kunst und die Feinheiten eines reinen Geschmackes für Nachlässigkeit anzusehen.

In jener dichterischen Begabung vernimmt Lafontaine die Stimme der Natur und gibt sie wieder.

Digitized by Google

„C'est ainsi que ma muse, aux bords d'une onde pure,
Traduisait en langue des dieux
Tout ce que disent sous les cieux
Tant d'êtres empruntant la voix de la nature.“

sagt er im Epilog des XI. Buches seiner Fabeln.

Dieser Zauber, von dem Lafontaine das Geheimniss kennt, erinnert uns an den Zauber der Mythologie. Doch bleibt die Mythologie hinter der Fabel zurück. Boileau sagt: „In der Mythologie nimmt Alles einen Körper, eine Seele, einen Geist, ein Gesicht an.“ Wir wollen sogar sagen, einen reizenden Körper, ein schönes Gesicht. Ersetzt aber der Geist und die Seele, durch die Mythologie geschaffen, den menschlichen Geist, der sich am Anblick der Natur erfreut? Die Mythologie setzt, so zu sagen, das Ideal der Form für das Ideal der Seele ein. Wo findet sich in ihr diese Sprache des Weltalls, welche sich Lafontaine rühmt zu vernehmen? Eine Seele, welche die Natur belebt, hört tausend Mal mehr in den Bergen, Thälern und Wäldern, als ihr sämmtliche Götter und Halbgötter mittheilen können. Die Mythologie nimmt der Natur die geheimnissvollen Reize mit Ausnahme eines einzigen: sie vergöttert die Schönheit des menschlichen Körpers. Sie erweitert die Natur nicht, sie gibt ihr die Realität und die Bestimmtheit der menschlichen Form, dadurch aber setzt sie die Einheit an Stelle der Mannigfaltigkeit. Lafontaine liebte die Natur, die in allen ihren Schönheiten zu Aug' und Herzen sprach.

Ein anderer Vorwurf, den wir der Mythologie gegenüber der Fabel machen, besteht darin, dass ihr zu oft der moralische Sinn fehlt. Die Moral ist das grosse Verdienst der Fabel, und Lafontaine verfehlt

Digitized by Google

nicht, ihm dasselbe zu erhalten. Er sagt selbst in der ersten Fabel des 5. Buches:

„Tantôt je peins en un récit,
La sotte vanité jointe avecque l'envie,
. . . . . .
J'oppose quelquefois par une double image,
Le vice à la vertu, la sottise au bon sens,
Les agneaux aux loups ravissants,
La mouche à la fourmi, faisant de cet ouvrage
Une ample comédie à cent actes divers,
Et dont la scène est l'univers.
Hommes, dieux, animaux, tout y fait quelque rôle,
Jupiter comme un autre.“ . . . . .

Lafontaine setzt uns den Sinn seiner Metamorphosen auseinander: die Laster der Menschen werden in Thiere verwandelt. Der Wolf stellt die Ungerechtigkeit und rohe Gewalt dar, der Rabe die Leichtgläubigkeit, der Fuchs die Schlauheit, das Heimchen die Genusssucht, die Ameise die Sparsamkeit und vielleicht auch den Geiz. Im Rahmen dieser Metamorphose moralisirt der Dichter nach Herzenslust. Es würde gewagt sein, die Gewaltigen und Grossen der Ungerechten dieser Welt unter ihrer menschlichen Gestalt auftreten zu lassen und ihre Schwächen zu geisseln. Die Metamorphose der Fabel ist also Dienerin der Moral. Die Metamorphose der Mythologie*) führt uns ein Abenteuer, ein Schauspiel vor, will aber keine Lection geben. So wird Lycaon von Zeus, dem er mit Menschenfleisch vermischte Speisen vorgesetzt hatte, wegen seiner Grausamkeit in einen Wolf verwandelt:

*) S. St. Marc Girardin, Lafontaine.

Digitized by Google

Fit lupus et veteris servat vestigia formae:
Canities eadem est, eadem violentia vultus,
Idem oculi lucent, eadem feritatis imago est.

(Ov. Métam. Lib. I. fab. VIII.)

Hier ist von keiner Moral die Rede. Sei Lycaon Wolf oder Mensch, er übt seine Grausamkeit aus: als Mensch gegen die Menschen, als Wolf gegen die Heerden. Ein ander Mal ist die Metamorphose nur das Ende oder die Entwickelung eines Seelenschmerzes oder einer Leidenschaft. Hekuba verzweifelt über den Tod ihrer Kinder, ihres Gatten, des Verlustes ihres Reiches, und im grössten Schmerze verliert sie die menschliche Gestalt. Niobe sieht vor ihren Augen ihre sieben Söhne und ihre sieben Töchter untergehen und wird in einen Felsen verwandelt:

Orba resedit
Exanimes inter natos, natasque, virumque;
Diriguitque malis.

(Lib. VI. fab. II.)

Die Nymphe, von Liebe für Narciss aufgezehrt, wird das Echo, welches sich im Walde versteckt und klagt. (Lib. III.) Was wollen uns alle diese Verwandlungen des Ovid lehren? Jeder, der durch den Schmerz, die Liebe, das Laster den Grenzen der Menschlichkeit entrückt wird, verliert seine menschlichen Züge. Dieser Vorgang gehört aber eher der Kunst als der Moral an. Wenn dagegen Aesop oder Lafontaine die Menschen in Thiere verwandeln und ihnen menschliche Ideen und Gefühle verleihen, so haben sie es vor Allem auf sittliche

Digitized by Google

Lectionen abgesehen. Ich habe die Menschen in Thiere verwandelt und letztere sind die Lehrer der ersteren, sagt Lafontaine zum Herzog von Bourgogne.*) Indem er für unsere Laster und Fehltritte Lehren und Vorschriften gibt, verfolgt er einen moralischen Zweck.

*) Vorrede zu lib. XII. Louis, Herzog von Bourgogne, Enkel Louis XIV., Schüler Fénelon's, wurde den 6. Aug. 1682 in Versailles geb. und starb den 18. Febr. 1712.

Digitized by Google

Lafontaine als Moralist.

Digitized by Google

Digitized by Google

Alle Poesie sollte sich an die menschlichen Gefühle wenden, welche Aller Herzen bewegen. Thut sie dies nicht, so wird sie phantastisch, grillenhaft und wunderlich. Wie viele Tausende von Menschen glauben heut zu Tage, die Welt mit ihren Gemüthsbewegungen und Träumereien beglücken zu müssen? Wer sind wir, dass wir uns herausnehmen, unsern Nächsten für unsere Geheimnisse interessiren zu wollen? Man verlangt nicht nach unseren Träumen, die wir für dichterische Eingebung halten. Grosse Dichter sind selten, und jedes Jahrhundert hat deren vielleicht zwei oder drei aufzuweisen. Zu ihnen gehören jene, welche es verstehen, einen Ton anzuschlagen, der in den Herzen aller Menschen wiederklingt, und derjenige verdient den Lorbeer, der am besten wiederzugeben versteht, was aller Menschen Seele bewegt. Diese Kunst ist vielen Dichtern ein Geheimniss geblieben. Lafontaine gehört zu den Auserwählten, welchen es vergönnt sein sollte, sich durch seine Dichtungen in der ganzen Welt Freunde zu schaffen. Wir gestehen gern zu, dass die Fehler seiner Vorgänger nicht wenig dazu beigetragen haben.

Digitized by Google

Die Kunst, die Moral für den Leser angenehm zu machen, existirte vor Lafontaine kaum. Von allen weltlichen Schriftstellern war Montaigne der einzige, welcher diese Wissenschaft, die zur Ehre der Menschheit keine Wissenschaft mehr sein sollte, in angenehmer Weise behandelt hatte. Dennoch sagte seine kühne, freie und in dem Kleide einer veralteten Sprache gegebene Philosophie weder allen Altersstufen noch allen Ständen zu. Es war ein Werk mit einer gefälligern, leichtern, für alle Verhältnisse anwendbaren Moral nöthig, das der zu erziehenden Jugend wie dem reifern Alter, dem Armen wie dem Reichen, dem Fröhlichen wie dem Leidtragenden nützen konnte. Um diesem Mangel in der Literatur abzuhelfen, greift Lafontaine in den reichen Vorrath der Sprichwörter, dem Ergebniss einer hundertjährige nErfahrung aller Nationen, jenen unerschöpflichen Brunnen der Weisheit der Gassen. Er weiss sehr wohl, dass er auf diese Weise alle speculative Philosophie vermeidet und sich allgemein verständlich und für Jedermann zugänglich machen kann. Lafontaine's Lehrsätze sind das Resultat seiner Beobachtung und Lebenserfahrung. Seine Sätze sind meistens Gemeinplätze, die in Aller Bewusstsein liegen und von der Erfahrung der Jahrhunderte anerkannt sind. Er nimmt die Welt, wie sie ist, er freut sich an dem, was sie Gutes und Schönes hat, er lacht über die Thorheit, die er in ihr sieht, und grämt sich nicht mehr als nöthig über ihre Schlechtigkeit. Dabei spricht er von und für uns, und seine Lehren und Rathschläge verfolgen das allgemeine Beste. Aller weitschichtige philosophische Prunk fällt vor der einfachen Philosophie Lafontaine's. Es hat einmal Jemand gesagt, man müsse

Digitized by Google

oft die Gesetze durch die Natur bekämpfen. Lafontaine bekämpft durch die Natur die Ausschreitungen der Philosophie. Seine Fabeln sind das in Thätigkeit begriffene Naturgesetz. Seine Moral ist die in einer weicheren Seele wiedergeborene Moral eines Montaigne, die vielleicht weniger entschieden auftritt, aber in ihrer Anwendung glänzendere Erfolge verspricht. Laun sagt sehr treffend: „Man hat Lafontaine eine gewisse moralische Indifferenz vorgeworfen (Rousseau), da er sich in seinen Forderungen auf kein höheres Sittengesetz stützt und keinen kategorischen Imperativ kennt. Das heisst von Lafontaine zu viel verlangen. Schildert er meistens sine studio et ira und bringt ihn das Schlechte und Böse, das er sehr wohl bis in seine geheimsten Schlupfwinkel zu verfolgen weiss, nicht in Harnisch, so hat er doch andererseits eine grosse Empfänglichkeit für alles Edle in der menschlichen Natur und schildert es mit Wärme. Der Freundschaft, Menschenliebe und Mildthätigkeit singt er manch' schönes Loblied, auch für Völkerrecht und Freiheit tritt er ein und lehnt sich gegen Tyrannei und Willkürherrschaft auf, wenn er andererseits auch zu harmlos ist, um an politischen Kämpfen Theil zu nehmen, und zu klarsehend, um die Irrthümer, denen die Demokratie ausgesetzt ist, nicht zu durchschauen."

„Sich selbst erkennen ist die erste Pflicht,
Die Gott dem Sterblichen hat auferlegt.
Erkanntet ihr euch je im Lauf der Welt?
Ihr könnt es nur in stiller Einsamkeit,
Dies Gut wird euch nicht anderswo zu Theil."

Erwarten wir von Lafontaine nicht die stolze Verachtung des Todes, die viele Philosophen zu Albern-

Digitized by Google

heiten verführt hat. Gefühlsübertreibungen kannte er nicht, er vermied sie instinctmässig, und sein Charakter schien ihn davor zu bewahren. Er ist nicht der Verherrlicher des menschlichen Heldenmuthes. Sein Feld ist das gemeine Leben, die nüchterne, hausbackene Vernunft, der Mutterwitz. Die Arbeit, Wachsamkeit, Sparsamkeit, Vorsicht, der Vortheil, mit Seinesgleichen zu leben, die Mässigung und Zurückgezogenheit liebt er und macht sie lieben. Die Liebe, der Gegenstand so vieler Declamationen, ce mal qui peut-être est un bien, fasst er als natürliche und interessante Schwäche auf. Er zeigt weder den strengen Ernst eines Boileau, noch die misanthropische Trockenheit eines La Bruyère und Pascal, welche in die abschreckende Tiefe des menschlichen Herzens hinabsteigen und sie beleuchten. Ihm begegnet die Sünde, während jene dieselbe aufsuchen. Lächerliche Menschen sind ihm unbequeme Nachbarn, die er aber nicht hassen kann. Seiner natürlichen Gutmüthigkeit widersteht der Menschenhass. Sie ergibt sich in Gottes Willen, unterwirft sich den Gesetzen, fühlt Mitleid für die Menschheit und erträgt die Fehler des Nächsten.

In dem letzteren Punkte ist Lafontaine öfter zu nachsichtig gewesen, und seine Moral nimmt in mehreren Fabeln den Charakter der Schwächlichkeit an. Hierher gehören jene Fabeln, die als Frucht einer tadelnswerthen Nachbildung oder in Folge einer falschen poetischen Begeisterung eine Nachsicht gegen die Sünde zeigen. Der Dichter hatte eben nicht gelernt, sein Herz in der christlichen Schule des Lebens zu erziehen oder erziehen zu lassen. Seine sittliche Kraft reichte nicht aus, den alten Menschen durch das Bad der Wieder-

Digitized by Google

geburt zu christlichen Tugenden zu treiben, die anregend und belebend auf die Mitwelt wirken. Meistentheils jedoch führt uns der Dichter das Leben vor, wie es ist. Er lässt die Tugend über das Laster triumphiren und zeigt uns auch, wie die Tugend zu ohnmächtig ist, dem Laster und seinen verderblichen Folgen Einhalt zu thun. Doch reicht das noch nicht aus. Wir verlangen auch Rechenschaft über die Gefühle, mit welchen der Dichter diesen Triumph sieht, und in welche Stimmung er seine Leser dabei versetzt.

Es ist eine falsche Moral, welche das Laster stets bestraft wissen will und die Tugend belohnt. Ihr fehlt die erste Bedingung: die Wahrheit. Die wahre Moral verabscheut die Sünde, selbst wenn sie siegt. Je nachdem aber die Erzählung den Leser geneigt macht, das Opfer zu beklagen oder den Henker zu bewundern, wird sie moralisch oder unmoralisch wirken. Nehmen wir die Fabel vom Wolf und Lamm:

„La raison du plus fort est toujours la meilleure;
Nous l'allons montrer tout à l'heure.
Un agneau se désaltérait
Dans le courant d'une onde pure.
Un loup survient à jeun, qui cherchait aventure,
Et que la faim en ces lieux attirait.
Qui te rend si hardi de troubler mon breuvage?
Dit cet animal plein de rage:
Tu seras châtié de la témérité.
Sire, répond l'agneau, que votre majesté
Ne se mette pas en colère;
Mais plutôt qu'elle considère
Que je me vas désaltérant
Dans le courant,

Digitized by Google

Plus de vingt pas au-dessous d'elle;
Et que par conséquent en aucune façon,
Je ne puis troubler sa boisson.
Tu la troubles! reprit cette bête cruelle;
Et je sais que de moi tu médis l'an passé.
Comment l'aurais-je fait si je n'étais pas né?
Reprit l'agneau; je tette encor ma mère.
— Si ce n'est toi, c'est donc ton frère.
— Je n'en ai point. — C'est donc quelqu' un des tiens;
Car vous ne m'épargnez guère,
Vous, vos bergers et vos chiens.
On me l'a dit: il faut que je me venge.
Là-dessus, au fond des forêts
Le loup l'emporte, et puis le mange,
Sans autre forme de procès."

(Liv. I, fab. X.)

Dieser Wolf will seine empörende Ungerechtigkeit durch die Aeusserlichkeiten eines Processes verbergen. Er bringt drei Anklagen hervor und wird drei Mal durch das Ungereimte seiner Anklagen geschlagen. Endlich schreitet er zur Anwendung der Gewalt. Der Dichter tadelt den Wolf deshalb nicht, er verlangt auch nicht ausdrücklich unsern Abscheu. Die Fabel hat einen andern Zweck. Sie will zeigen, dass Gewalt vor Recht geht und die schlagendsten Gründe nichts gegen die Meinung der Gewaltigen vermögen.

Dennoch verhehlt uns der Dichter seine Gesinnungen gegen die beiden handelnden Personen nicht. Unwillkürlich wird der Bösewicht unter der Feder Lafontaine's im höchsten Grade abstossend, sein Opfer aber rührt unser Mitleid. Seine ehrfurchtsvolle Demuth und das Treffende seiner Antworten macht den Henker in unsern Augen noch verabscheuungswürdiger. Der Dichter kennt die Welt zu gut, als dass er glauben

Digitized by Google

sollte, dass sich die verkörperte Ungerechtigkeit überzeugen liesse. Dennoch zeigt uns der Missethäter in seiner traurigen Rolle und seiner dreifachen Niederlage den Fluch der bösen That. In zunehmender Verlegenheit, die der Ton seiner Stimme nur schwer verbirgt, antwortet er absprechend: „Tu la troubles!“ hierauf ungeschickt zögernd: „Si ce n'est toi, c'est donc ton frère!“ In seiner innern Ohnmacht greift er endlich zur Gewalt. Lafontaine lehrt: „La raison du plus fort est toujours la meilleure“, d. h. ohne Zweifel „la plus forte“, und er hat Recht. Zu gleicher Zeit hat er in uns einen Abscheu gegen dieses unbarmherzige „plus fort“ erregt und unser Mitleid für das arme Opfer. Die Lehre ist ein einfacher Erfahrungssatz, doch wirkt sie moralisirend, weil ihre Handlung unsere Seele das Uebel verabscheuen lässt.

In der Fabel „les Animaux malades de la Peste“ sehen wir, dass die Theilnahme des Dichters dem unschuldigen Opfer, dem Esel, gilt und alle übrigen Scheinheiligen, ungeachtet ihres Geistes, ihm als elende Creaturen erscheinen. Die interessanteste unter dieser Art Fabeln ist vielleicht „le Milan et le Rossignol“.

„Après que le milan, manifeste voleur,
Eut répandu l'alarme en tout le voisinage,
Et fait crier sur lui les enfants du village,
Un rossignol tomba dans ses mains par malheur.
Le héraut du printemps lui demande la vie.
Aussi bien, que manger en qui n'a que le son?
Écoutez plutôt ma chanson:
Je vous raconterai Térée et son envie.

Digitized by Google

— Qui, Téree? est-ce un mets propre pour les milans?
— Non pas; c'était un roi dont les feux violents
Me firent ressentir leur ardeur criminelle.
Je m'en vais vous en dire une chanson si belle,
Qu'elle vous ravira: mon chant plaît à chacun.
Le milan alors lui réplique:
Vraiment, nous voici bien! lorsque je suis à jeun,
Tu me viens parler de musique!
— J'en parle bien aux rois. — Quand un roi te prendra,
Tu peux lui conter ces merveilles:
Pour un milan, il s'en rira.
Ventre affamé n'a point d'oreilles."

(Liv. IX, fab. XVIII.)

Das arme Ding wird nicht nur verzehrt, es wird auch noch aufgezogen und verspottet. Seine dringenden Bitten geben den Raubvögeln Stoff zum Hohn, und die Fabel schliesst kalt mit den Worten:

„*Ventre affamé n'a point d'oreilles.*"

Dennoch hat man schnell erkannt, dass die Gleichgiltigkeit des Dichters nur eine scheinbare ist. Welche Anmuth liegt nicht in den Worten des Frühlingsheroldes! Sie rühren uns. Man sieht, wie der Dichter Mitleid mit den Anstrengungen dieses zarten und lieblichen Geschöpfes empfindet, das sein Leben retten will. Es besitzt nur seinen Gesang und den poetischen Zauber desselben als schwache Waffen der Vertheidigung gegen eine Weihe. Die Naivetät im Gebrauch dieser Waffen reizt den Dichter allerdings zum Lachen. Doch ist das ein zurückgehaltenes Lachen, aus dem die Trauer blickt. Die Weihe spottet in einem gemeinen, dünkelhaften Tone. Sie ist unwissend und dumm, Materialist und Communard. Sie liebt weder Kunst noch Poesie. Für sie ist das Leben nur da, um zu geniessen. Der Dichter

Digitized by Google

beraubt uns aus einer Art dichterischer Scham der letzten Scene: den Untergang der Nachtigall zu sehen. Aus Mitleid und Entrüstung, die auch uns ergriffen, verlegt er diesen Act hinter die Scene.

Wir können Lafontaine nicht tadeln, dass er uns in seinen Fabeln die Sünde und ihre Folgen vorführt. Ohne Zweifel kann die Ausstellung des Lasters schädlich sein, und sie sollte nur mit grosser Zurückhaltung und Vorsicht vor den Augen der Kinder stattfinden. Da wir jedoch die Sünde nicht aus der Welt schaffen können, so müssen wir sie schon in der Fabel ertragen. Soll diese auf das Leben angewendet werden, so muss sie auch ein Bild des Lebens bieten. Wir würden die Moral verstümmeln, wollten wir die Lasterhaften aus der Fabel verbannen. Wie viel edle Gesinnungen und Tugenden nehmen erst neben der Bosheit eine hervorragendere Stelle ein und treten in ein günstigeres Licht? Das Vertrauen, das Mitleid, die Hochherzigkeit und die Uneigennützigkeit stellen sich neben dem Misstrauen, der Unbarmherzigkeit, Gemeinheit und dem Eigennutz nur nachahmungswerther hin. Hier ist wie überall das Uebel die Bedingung des Guten, und Lafontaine konnte dies Verhältniss leider nicht ändern. Seine kleine Welt der Einbildung sieht deshalb der Wirklichkeit ähnlich.

Um die Moral der Fabeln Lafontaine's zu verstehen, muss man nicht nur den beigefügten Schlusssatz ansehen, sondern die allgemeinen Ideen verfolgen, welche das Lesen der Fabeln eingibt. So sind z. B. in dem ersten Buche eine Anzahl menschlicher Sittenbilder gegeben. Welche Menge von Personen treten uns in der vielseitigen Komödie des Dichters entgegen? Betrachten wir z. B. die Fabel vom Wolf und Hunde,

Digitized by Google

die einen Ehrenplatz in der Reihe der Fabeln einnimmt:

Le Loup et le Chien.

Un loup n'avait que les os et la peau,
Tant les chiens faisaient bonne garde:
Le loup rencontre un dogue aussi puissant que beau,
Gras, poli, qui s'était fourvoyé par mégarde.
L'attaquer, le mettre en quartiers,
Sire loup l'eût fait volontiers:
Mais il fallait livrer bataille,
Et le mâtin était de taille
A se défendre hardiment.
Le loup donc l'aborde humblement,
Entre en propos, et lui fait compliment
Sur son embonpoint qu'il admire.
Il ne tiendra qu'à vous, beau sire,
D'être aussi gras que moi, lui repartit le chien;
Quittez les bois, vous ferez bien:
Vos pareils y sont misérables,
Cancres, hères et pauvres diables,
Dont la condition est de mourir de faim.
Car, quoi! rien d'assuré! point de franche lippée!
Tout à la pointe de l'épée!
Suivez-moi, vous aurez un bien meilleur destin.
Le loup reprit: Que me faudra-t-il faire?
Presque rien, dit le chien: donner la chasse aux gens
Portant bâtons, et mendiauts;
Flatter ceux du logis, à son maître complaire.
Moyennant quoi votre salaire
Sera force reliefs de toutes les façons,
Os de poulets, os de pigeons;
Sans parler de mainte caresse.
Le loup déjà se forge une félicité
Qui le fait pleurer de tendresse.

Digitized by Google

Chemin faisant, il vit le coup du chien pelé.
Qu'est-ce là? lui dit-il. — Rien. — Quoi! rien! — Peu de chose.
— Mais encor? — Le collier dont je suis attaché
De ce que vous voyez est peut-être la cause.
— Attaché! dit le loup: vous ne courez donc pas
Où vous voulez? — Pas toujours; mais qu'importe?
— Il importe si bien, que de tous vos repas
Je ne veux en aucune sorte,
Et ne voudrais pas même à ce prix un trésor.
Cela dit, maître loup s'enfuit, et court encor.

(Liv. I, fab. V.)

Lafontaine will uns die Wahrheit lehren: Die Freiheit ist das höchste Gut. Diese Idee ist eine der dankbarsten, welche eine Feder entwickeln kann. Nichts kann die verlorene Freiheit ersetzen, selbst nicht die süssesten Annehmlichkeiten des Lebens. Vögel haben sich die Köpfe an den Gittern ihres Käfigs zerschmettert und sind neben den ausgesuchtesten Leckerbissen vor Hunger gestorben. Ein Sprichwort sagt: „Es ist besser in der Freiheit darben, als sich in der Sclaverei mästen.“

Welche zwei Thiere hat nun der Dichter zur Unterhaltung über dieses wichtige Thema der Freiheit ausgesucht? Zuerst führt er uns eine Person vor, die weder Haus noch Hof hat und von der Hand in den Mund lebt. Wenn Lafontaine nicht von vorn herein gesagt hätte, dass er sich der Thiere bediene, um die Menschen zu unterrichten, so wäre seine Wahl nicht schwer gewesen. Er würde uns einen Zigeuner mit struppigem Bart, ungeordnetem Haar, abgemagert und barfüssig gezeigt haben. Welches Thier sieht nun diesem Vagabonden und Landstreicher, dessen Begegnung man fürchtet, am ähnlichsten? Das ist allein der Wolf.

Digitized by Google

Die andere Persönlichkeit ist der Hund. Man hat ihn lange als einen entarteten, zum Sclaven gemachten Wolf betrachtet, und es ist natürlich, in einer Frage über die Freiheit zwei Brüder gegenüberzustellen, von denen der eine die Annehmlichkeiten der Civilisation geniesst, während der andere die Unabhängigkeit und das ungebundene Leben in Wald und Feld vorgezogen hat. Andererseits ist der Hund ein Diener. Er verkauft seine Freiheit leicht, vorausgesetzt, dass er gutes Essen und Trinken hat. Er liebt es, sich vor dem Kamin in der Nähe der Feuerböcke auszustrecken, denen er den Namen gegeben hat. Seine Liebe zum süssen Nichtsthun hat ihm den bezeichnenden Namen cagnard (canis-cagne), Faullenzer, beigelegt. Mit einem Worte, er ist ein Wollüstling, ein Wesen, zur Knechtschaft geboren, das der Kette am Halse nicht achtet, wenn sie nur lang genug ist, um den Teller erreichen zu können.

Taine hat in seinem Werke*) einen Höfling, eine Art Baron aus dem Hunde gemacht, der von seinem Herrn ein prächtiges Gewand erhalten hat und von ihm gern gesehen ist. Dabei besitzt er Titel, Orden und Einkünfte. Er ist mächtig, schön, höflich, und es macht Vergnügen, seine Geistesgewandtheiten zu beobachten. Er ist Städter und hat sich aus Unachtsamkeit im Felde verirrt, denn sonst sieht man ihn dort nicht. Wie würde er sein goldgesticktes Kleid der Rauhheit der Witterung aussetzen und seine Füsse mit Schmutz besudeln? Zufällig begegnet er dem Wolfe, dem abgehungerten, kühnen Abenteurer. Der arme

*) Taine, Lafontaine.

Digitized by Google

Schelm tritt mit einer tiefen Verbeugung vor den grossen Herrn, dem man sich demüthig naht. Er hat nicht die Dreistigkeit wie bei Phädrus, ihn mit der Frage anzureden: Woher hast du deinen dicken Leib? Mit edler Herablassung antwortet der Hund und gibt ihm den Ehrentitel „beau Sire“. Es ist ein Verdienst Ludwig's XIV. und seines Jahrhunderts, die Höflichkeit eingeführt zu haben, welche beim ersten Begegnen besticht. Dieser wohlerzogene, höfliche Hund, ein wahres Bild seines Jahrhunderts, schont die Eigenliebe des Wolfes, welcher bei Phädrus selbst das demüthige Bekenntniss seines Elendes ablegt. Er kommt diesem zuvor und beklagt nicht den Wolf selbst, sondern seines Gleichen. Dabei tröstet er ihn und meint, dass Andere auch arm seien. Aber unter diesen liebenswürdigen Aeusserlichkeiten blickt der grosse Herr hervor, der mit Mitleid anf diesen armen Schlucker, der vor Hunger sterben will, herabsieht. Bei Phädrus ist der Hund nur ein Bauernhund, der die Thür hütet und des Nachts das Haus seines Herrn vor Dieben sichert. Bei Lafontaine ist er erster Kammerherr und Hofmarschall. Sein Dienst besteht darin, schlecht gekleidete Leute, Bettler und was sonst nicht würdig ist, in feiner Gesellschaft empfangen zu werden, von seinem Herrn fern zu halten. Sein Amt erheischt Tact, Feinheit der Manieren und alle Eigenschaften der Edelleute bei Hofe. Der römische Hund ist ein grober Sclave, Vielfrass, der nur den Vortheil seines Leibes kennt, der glücklich ist, seinen Bauch mit dem zu füllen, was man ihm vorwirft. Der französische Hund ist zarter. Seine Mahlzeiten bestehen in Geflügel, Tauben und Enten. Wenn er ausser Dienst ist, so spielt er selbst den

Digitized by Google

grossen Herrn und spricht nicht gern davon, dass er selbst ein Diener ist.

Doch gehen wir zu einer andern Fabel über. Da fällt uns die Fabel von der Grille und Ameise auf:

La Cigale et la Fourmi.

La cigale, ayant chanté
Tout l'été
Se trouva fort dépourvue
Quand la bise fut venue:
Pas un seul petit morceau
De mouche ou de vermisseau.
Elle alla crier famine
Chez la fourmi sa voisine,
La priant de lui prêter
Quelque grain pour subsister
Jusqu'à la saison nouvelle.
Je vous paierai, lui dit-elle,
Avant l'oût, foi d'animal,
Intérêt et principal.
La fourmi n'est prêteuse:
C'est là son moindre défaut.
Que faisiez-vous au temps chaud?
Dit-elle à cette emprunteuse.
— Nuit et jour à tout venant
Je chantais, ne vous déplaise.
— Vous chantiez! j'en suis fort aise.
Eh bien! dansez maintenant.

(Liv. I, fab. I.)

Wer ist doch das Heimchen? Es ist jener junge, lebenslustige Mann, der das Leben wie eine Vergnügungspartie auffasst und die Welt wie einen Ballsaal betritt. Es ist der verlorene Sohn, der seinen Vater nicht wiederfindet, und um dessen Willen Niemand ein gemästetes Kalb schlachtet. Und dieser

Digitized by Google

kluge, vorsichtige, arbeitsame, aber vielleicht auch geizige junge Mann, der seinen Eltern nie Verdruss bereitete und mit Geduld das väterliche Erbtheil erwartet, ist die Ameise.

„La fourmi n'est pas prêteuse:
C'est là son moindre défaut."

Ist Sparsamkeit eine Tugend? Die Tugend will Andern nützen. In ihr findet sich stets eine freiwillige Aufopferung. Davon ist aber in der Sparsamkeit nichts zu merken. Allerdings hat die Sparsamkeit ein Verdienst: sie verlangt von der menschlichen Natur Enthaltung. Doch wird ein tugendhafter Mensch sich damit nicht begnügen, er will mit dem Erworbenen Gutes thun, seinem Nebenmenschen helfen. Man sieht davon nichts in dem Betragen der Ameise. Wir achten sie, doch können wir uns nicht für sie begeistern. Sie gleicht jenem Bauer, der sich ein Kapital schafft, um es bei günstiger Gelegenheit mit hohen Zinsen dem Städter zu leihen, der es schnell verausgabt. Wen soll man lieben? Die Ameise oder das Heimchen? Wir lieben weder die eine noch das andere, weder den Geiz noch die Verschwendung. Was das Heimchen betrifft, für das wir vielleicht noch etwas Vorliebe haben, so vergisst es, dass es einmal fünfzig Jahre alt werden kann. Ach, wer erreicht jenes Alter! ruft es aus. Ich sterbe früher! Wer sagt dir, dass du den Winter des Lebens in seiner Strenge nicht schauen sollst? Lebe nicht, als ob du nur einige Zeit zu leben hättest. Lebe auch nicht, als ob du ewig leben solltest. Lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben! Lernen wir

Digitized by Google

von der Ameise, und schaffen wir uns einen Zehrpfennig, der bis an das Ende unseres Alters dauern kann! Häufen wir Schätze auf, damit wir in der Zeit der Noth nicht darben!

Einen moralischen Reichthum sollen wir uns schaffen, um davon in der Zeit der Drangsal und Noth zehren zu können. Augustin sagt: „Seht hier, die Ameise Gottes. Sie steht des Morgens frühe auf, hält sich zur Kirche, betet, hört Gottes Wort, singt Lieder, überlegt, was sie gehört, denkt darüber nach und nimmt es zu Herzen. Jetzt tritt der Winter des Lebens ein, die Schicksalsschläge, der Sturm der Furcht, die Kälte der Traurigkeit, der Verlust der Güter, Lebensgefahr, Tod der Angehörigen, Ungnade und Erniedrigung. Man hat Mitleid mit der armen Seele. Wie wird doch der Arme durch Unglück heimgesucht! Sie kennen die Vorräthe nicht, welche die Ameise aufgehäuft hat, und welche sie jetzt ernähren."

Welche Fülle von Gedanken enthält nicht die einfachste Fabel Lafontaine's? Alle Fragen des gesellschaftlichen oder religiösen Lebens lassen sich daran beantworten. Welche Anwendungen lassen sich nicht mit der Fabel vom Frosch und Ochsen machen. Jeder Tag fügt neue hinzu: das Leben am Hofe, in der Stadt, auf dem Lande, in Schlössern und Hütten, das Leben der vergangenen Zeiten und von heute. Jedes Land und jede Zeit hat Frösche, welche sich aufblähen und platzen.

„Quoi! toujours ce noir attelage!"
Disait à son époux la marquise Doris.
„La duchesse Clotilde a six beaux chevaux gris:
Je veux un semblable équipage."

Digitized by Google

So beginnt die Einleitung der Fabel bei Lenoble, der in seinen Fabeln den moralischen Reiz oft erhöht. Es gibt in der That Frauen, welche die Manie haben, mehr zu erscheinen, als sie sind, und dieser blinde Wetteifer, welcher sie treibt, im Luxus denen gleichzukommen, die über ihnen stehen, ist die häufigste Quelle des Familienunglückes. Wir sehen ein Bild des 17. Jahrhunderts vor uns. — Seht aber jetzt jene junge Frau auf dem Fauteuil! Sie sieht aus wie die versteinerte Natur des Schmerzes. Eine Thräne rollt über ihre Wangen, und ein verhaltenes Schluchzen hebt und senkt die Diamantnadel auf ihrer Brust. Weshalb weint diese bleiche und betrübte Hekuba? Hat ihr der Tod ein Kind geraubt, oder hat die Börse ihr Vermögen verschlungen? Nein, ihr Gemahl hat ihr soeben die Beschaffung eines vierten Kleides verweigert, das sie in den Stand setzen sollte, viermal des Tages Toilette zu machen. In diesem Augenblicke der Erniedrigung denkt sie an eine Bekannte, der es vergönnt ist, sich viermal des Tages zu verwandeln. Sie zittert heftiger an jeder Fiber ihres Körpers und schluchzt tiefer als die Zigeunerin, die verurtheilt ist, um ihren Körper einen verblichenen Seidenlumpen zu schlingen. Das ist eine Scene aus dem heutigen Leben, die der Zeit Ludwig's XIV. nichts nachgibt.

Die Fabel „la Besace" fängt mit einer Theaterscene an. Jupiter ruft die Thiere zusammen und erlaubt ihnen, ohne Rückhalt das zu sagen, was sie an sich zu tadeln haben. Alle sind jedoch mit sich zufrieden, doch halten sie sich über ihren Nächsten auf. Der Affe tadelt den Bären, dieser den Elephanten, und der Elephant den Walfisch. Hieran schliesst sich die

Digitized by Google

ernste Moral, die uns an die Worte des Evangeliums erinnert: „Warum siehest du aber den Splitter in deines Bruders Auge, und des Balkens in deinem Auge wirst du nicht gewahr?“ Nichts ist der Nächstenliebe mehr zuwider als die Eigenliebe, welche die Fehler unserer Mitmenschen zu Balken macht und unsere eigenen zum Splitter. Christus verlangt eben, unseren Nächsten wie uns selbst zu lieben. Zur näheren Erläuterung geben wir als Schluss eine Geschichte aus dem Leben eines Klosterbruders. Ein Mönch hatte einen Fehler begangen. Die Aeltesten des Klosters baten den Abt Moses, darüber zu richten. Dieser kam jedoch nicht. Erst als man sehr in ihn drang, gab er den Bitten nach und begab sich in die Versammlung der Brüder. Auf seinem Rücken trug er einen Korb voll Sand. Als man ihn fragte, was das bedeuten solle, antwortete er: „In dem Korbe befinden sich meine Sünden, die ich nicht sehe, weil sie hinter mir sind, und ihr lasst mich hierher kommen, um über einen andern zu richten?“ Man verzieh dem Bruder und sprach nicht mehr von seinen begangenen Fehlern.

Digitized by Google

Lafontaine als Philosoph.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Urtheil über das Verhältniss des Menschen zum Thiere hängt von den Fähigkeiten ab, welche der Mensch dem Thiere zugesteht, von dem Unterschiede, welchen er zwischen sich und ihm sieht, von den Beziehungen, welche er zwischen ihrem Ursprunge und dem seinigen, zwischen ihrer Bestimmung und seiner Bestimmung gefunden hat.

Die Literatur der Alten ist voll von Sympathie für die Thiere. Das pantheistische Indien mit seiner Lehre von der Seelenwanderung machte die Unverletzlichkeit des Thierlebens geradezu zum religiösen Gesetz. Man zog die Thiere in den moralischen Kampf des ganzen Universums und identificirte die Thierseele mit der Menschenseele. Glücklich lebten Affen, Ochsen, Hunde, Katzen und Elephanten im Urlande der Weisheit, wo man sie göttlich verehrte, sie aus goldenen Gefässen fressen liess, in Hospitälern pflegte und unter göttlichen Ehren einbalsamirte. Wer eine Katze tödtete, wurde hingerichtet, auf den Mord einer Kuh stand Todesstrafe, lieferte sie doch heiligmachende Salben und Göttergetränke. Die Mondgöttin wohnte unter dem Schwanze einer Kuh, ein Sterbender, der einen

Digitized by Google

Kuhschwanz ergriff, kam schnurstracks in den Himmel und brauchte nicht erst durch andere Thierleiber zu wandern. Der Elephant musste einem Gott seinen Rüssel leihen, Affen standen im Kriege frommen Königen und Göttern bei, Götter nahmen gern Thiergestalt an und maskirten sich in solchen. In Persien wurden die vergötterten Hunde und Pferde Weissagethiere, ein Stier nach persischer Glaubenslehre das Urthier und der Stammvater der Menschen.

Mit Pythagoras ging etwas vom Geiste jener Lehren nach Griechenland über. Er verbot die Fleischspeisen und das blutige Opfer. Heraklit gestand den Thieren Seelen zu, und Plato nannte den Menschen ein zahmes Thier. Plutarch sah es als Rohheit an, Thiere zu quälen. Dem moralisch klaren und nüchternen Sinne des Hebraismus widersprach die heidnisch pantheistische Grundanschauung. In der Bibel werden die Thiere in eine passive Stellung zur Moral gesetzt und zum Object derselben gemacht. Nach althebräischer Ansicht ist der Mensch von Gott zum Herrn über die Thiere bestimmt. Als von Gott gesetzter Herr, als Gerechter, erbarmt er sich seines Viehes, er kennt die Seele seines Viehes, kennt seinen Schmerz. Ausserordentlich human ist die Verordnung, dass die Arbeitsthiere am Sabbath ruhen sollen. Bildlich und dichterisch spricht die Schrift vom Frieden im messianischen Reiche, wonach die Thiere ihre Natur verändern werden. Der Wolf weilet dann beim Lamm, der Parder lagert sich beim Böckchen, Kalb, junger Löwe und Mastkalb werden von einem jungen Knaben geführt. Kuh und Bärin weiden, und ihre Jungen lagern zusammen.

Digitized by Google

Der Orient ist der klassische Boden der Liebe für die Thiere geblieben. Der Bund, den Gott mit Menschen und Thieren nach der Sündfluth machte, besteht noch. Die Achtung der Muhamedaner vor den Thieren ist eine bekannte Sache. Ist der muhamedanische Pilger in sein roth und weiss gestreiftes Pilgergewand gekleidet, so ist es ihm Gebot, dem kleinsten Insect aus dem Wege zu gehen. Die morgenländischen Städte sind von Thieren überfüllt. Niemand wagt sie zu tödten, und Fromme gründen Stiftungen und Hospitäler für kranke Thiere.

Im Occident erstickte lange Zeit barbarische Rohheit, vereint mit römischer Härte, die Sympathie für die Thierwelt. Aelian sammelte Thieranectoden, um die Geistesthätigkeit der Thiere zu beweisen. Die Kirchenväter des Mittelalters schrieben den Thieren Seelenleben zu, sahen aber später in der Thierwelt die sündhafte, nicht erlösungsfähige Welt. Im 16. Jahrhundert proclamirte der französische Moralist Montaigne die Achtung vor Allem, was Leben hat, als allgemeine Menschenpflicht. Damit trat in Frankreich die Frage über die Existenz der Thierseele auf das Programm der philosophischen Discussionen. Man fragte sich nach der Ursache der Erscheinungen im Thierleben. Ist diese Ursache eine blinde, sich unbewusste Kraft, welche in dem Thiere wie in den zu Krystallen sich bildenden Mineralien wirkt, oder sind diese Wesen mit einer Seele begabt?

Auch in dem Hause der Frau von La Sablière wurden diese Fragen verhandelt, und Lafontaine nahm an den Verhandlungen lebhaften Antheil. Descartes und seine Theorien über das thierische Bewusstsein

Digitized by Google

bildeten den Mittelpunkt der täglichen Unterhaltungen. Dieser Philosoph hatte mit seinen Schülern nach dem Beispiele des spanischen Arztes Gomez Pereira*) aus den Thieren Maschinen, Automaten gemacht, die mehr oder weniger zusammengesetzt, von dem Schöpfer mit wunderbarer Kunst gebaut, einem höhern Willen gehorsam sein sollten. Er sagt (5e partie du discours de la méthode): „Il n'y a entre les bêtes aucun vrai sentiment, ni aucune vraie passion comme en nous, mais ce sont des automates qui, étant composés par la nature, sont incomparablement plus accomplis qu'aucun de ceux que l'homme fait lui-même.“ Ferner sagt er in einem Briefe an Mersenne, Lettres de Descartes XL. pag. 230: „Pour les bêtes brutes, nous sommes si accoutumés à nous persuader qu'elles sentent ainsi que nous, qu'il est malaisé de nous défaire de cette opinion. Mais si nous étions aussi accoutumés à voir des automates, qui imitassent parfaitement toutes celles de nos actions qu'ils peuvent imiter et à ne les prendre que pour des automates, nous ne douterions aucunement que tous les animaux sans raison, ne fussent aussi des automates, à cause que nous trouverions toutes les mêmes différences entre nous et eux, qu'entre nous et les automates. Comme j'ai écrit page 56 de la Méthode et j'ai déduit très-particulièrement en mon Monde, comment tous les organes qui sont requis pour faire toutes ces actions en automates, se trouvent dans le corps des animaux.“

---

*) Gomez Pereira hatte 1554 ein Buch herausgegeben, welches die Frage der Thierseele behandelte. (Opus physicis, medicis ac theologis non minus utile quam necessarium.)

Digitized by Google

Nach den Lehren der Schüler Descartes' bestand die Welt aus einer ungeheuren Anzahl Flaschenzügen, Rollen, Rädern und Federn. Lafontaine sagt: „Mainte roue y tient lieu de tout l'esprit du monde, la première y meut la seconde, une troisième suit, elle sonne à la fin." Malebranche schlug seinen Hund, da er der Ueberzeugung war, dass das Thier unempfindlich gegen alle Schläge und sein Geheul nur der Ton einer Flöte sei. Das Huhn war ein Eierbehälter, die Kuh ein Milchmagazin und der Esel eine Maschine zum Gemüsetransport. Mme de Sévigné begnügte sich, den Jüngern Descartes' zu antworten: „Des machines qui aiment, des machines qui ont une élection pour quelqu'un, des machines qui sont jalouses, des machines qui craignent! Allez, allez, vous vous moquez de nous, jamais Descartes n'a prétendu nous le faire croire." Bougeaut sagte in seinem amusement philosophique p. 6—7: „Une chienne que vous aimez et dont vous croyez être aimée. Je défie tous les Cartésiens du monde de vous persuader que votre chienne n'est qu'une machine. Comprenez, je vous prie, le ridicule qui en résulterait pour tout ce que nous sommes, qui aimons des chevaux, des chiens, des oiseaux. Représentez-vous un homme qui aimerait sa montre comme on aime un chien, et qui la caresserait parce qu'il s'en croirait aimé au point que, quand elle marque midi ou une heure, il se persuaderait que c'est par un sentiment d'amitié pour lui, et avec connaissance de cause qu'elle fait ses mouvements. Voilà précisément, si l'opinion de Descartes était vraie, quelle serait la folie de tous ceux qui croient que leurs chiens leur sont attachés et les aiment avec connaissance et ce qu'on appelle sentiment.

Digitized by Google

Lafontaine griff die Fundamente der cartesianischen Philosophie an und sprach seine Meinung in der Fabel „Les deux Rats, le Renard et l'Oeuf (liv. X, fab. I) aus.

Der Dichter lässt sich zunächst über das System Descartes' folgendermassen vernehmen: „Jedes Thier ist eine Maschine, die durch Federkraft in Bewegung gesetzt wird. Nichts geschieht in ihm durch Wahl, Alles durch Schwungrad und Federkraft. Das Thier hat weder Gefühl noch Seele. An ihm ist Alles Körper und Materie. Sieh deine Stutzuhr an! Geht sie nicht regelmässig und Schritt vor Schritt ihren Gang wie die ewigen Zeiten? Aber sie ist blind und kennt kein Vorhaben. Oeffne sie und lies in ihrem Innern. Da vertreten eine Anzahl Räder die Stelle des Geistes. Das erste Rädchen treibt das zweite, darauf folgt ein drittes, und endlich schlägt sie. Unsere Weisen sagen, ebenso stehe es mit dem Thiere. Der Gegenstand reizt irgendwo die Sinne, die Nerven. Ein Nerv theilt die Neuigkeit dem andern mit, bis der Eindruck durch Nothwendigkeit, ohne Leidenschaft und Absicht vor sich geht. Das Thier fühlt sich nun bewegt. Der gemeine Mann nennt das Traurigkeit, Freude, Liebe, Vergnügen, Schmerz oder sonst etwas der Art. Irrt euch nicht, es ist von all' dem Nichts vorhanden! Was ist's denn also? Eine Uhr. Und wir? Ja, das ist etwas Anderes."

Nach Descartes besteht also nicht der geringste Grad von Aehnlichkeit zwischen Mensch und Thier. Wohl gesteht der Philosoph dem Thiere Leben und Empfindung zu, doch ist letztere nur sinnlicher Natur. Sie beschränkt sich auf eine Art örtliches Gefühl, das

Digitized by Google

nicht zum Bewusstsein kommt. „Il faut remarquer," sagt Descartes, „que je parle de la pensée, non de la vie et du sentiment, car je n'ôte la vie à aucun animal, ne la faisant consister que dans la seule chaleur du cœur. Je ne leur refuse pas même le sentiment autant qu'il dépend des organes du corps." (Flourens, p. 13.) Der Philosoph glaubte, dass, wenn er den Thieren das Bewusstsein liesse, er dem Materialismus Thor und Thür öffnen würde. Indem er aber den Menschen vor allen Geschöpfen mit einer Seele begabte, glaubte er der Annahme entgegenzuwirken, welche den Unterschied zwischen materiellen und geistigen Dingen aufgehoben wissen wollte.

Der Auseinandersetzung des Systems Descartes' lässt Lafontaine seine Ansichten über die Thierseele folgen und begründet sie mit Beispielen aus dem Thierleben. Wir können sie in zwei Theile zerlegen. Der erste Theil behandelt den Unterschied der thierischen Seele vom menschlichen Geiste. Der zweite Theil bespricht das Denken der Thiere und den Instinct.

Bezüglich des ersten Punktes äussert sich Lafontaine folgendermassen: „Ein Geist wohnt in uns und bewegt uns. In den Thieren lebt nicht der Geist, der in uns lebt und handelt. Nur der Mensch ist der Tempel des Geistes. Dem Thiere muss man ein Etwas geben, welches die Pflanze nicht hat, und die Pflanze wiederum athmet neben dem todten Steine."

„Wir Menschen besitzen einen doppelten Schatz. Erstlich haben wir eine Seele, die uns Allen gemein ist, wir mögen nun Narren, Weise, Kinder oder Idioten

Digitized by Google

sein, uns Allen, die unter dem Namen lebende Wesen das weite Weltall bewohnen. Zweitens besitzen wir eine andere Seele, die uns mit den Engeln gemein ist, an einem besonderen Schöpfungstage geschaffen, eine Seele, die in einem Punkte des Raumes ebenfalls wohnen könnte, ohne gedrückt zu sein, die kein Ende, wenn auch einen Anfang kennt, ein Etwas in der Wirklichkeit, aber befremdend und wunderbar. So lange die Kindheit dauert, erscheint diese Tochter des Himmels in uns als ein zartes und schwaches Licht. Mit dem wachsenden Organ verbreitet sie sich wie eine Flamme, durchdringt die Finsternisse des todten Stoffes, der nur die thierische Seele gefangen halten kann, und eilt beim Tode einer höheren Bestimmung, den himmlischen Ordnungen zu."

Lafontaine nimmt hiernach eine Menschen- und Thierseele an und erklärt sich als Gegner des Materialismus, für welchen der Dualismus, Geist und Materie, Seele und Körper verschwindet und der Gedanke nur eine organische Verrichtung des Gehirns ist. Wenn Lafontaine heute schriebe, so würde er die Materialisten vielleicht einer Verwechselung der logischen Kategorien von Bedingung und Ursache für schuldig erklären. Er würde sagen: „Die Thätigkeit der Gehirnnerven ist Bedingung, an welche für unser Erdenleben das Denken geknüpft ist. Daraus folgt aber noch nicht, dass das Gehirn die Ursache der Gedanken ist. Elektrische Batterie und Telegraphendraht sind zwar zur Beförderung eines Telegramms nöthig, doch würden sie es nun und nimmer hervorbringen, wenn nicht Jemand an der Batterie stände, der es aufgibt."

Würde der Dichter eine Scheidung zwischen Leib

Digitized by Google

Nach der Ansicht der neueren Philosophen bilden die Nerven und das Gehirn die materielle Grundlage der Seele. Die Seele selbst ist die selbstthätige, anregende Thätigkeit des Lebens. Als blosse Wirkung ist sie doch etwas Immaterielles, Abstractes. Erst ihre Wirkung kommt als materieller Vorgang, als Muskelbewegung zum Vorschein. Es erscheint ein Kreislauf von Bewegungen, die sich gegenseitig erregen und hervorrufen. Das Getriebe dieser Thätigkeiten fasst man in dem Begriff Seele zusammen. Sobald das Thier Nerven hat, besitzt es auch eine Seele, deren besondere Beschaffenheit von der Ausbildung des Nervensystems abhängig ist. Sobald im Thierembryo der Nervenkeim erscheint, tritt es aus dem vegetativen Leben in das seelische über. Je entwickelter die Nerven sind, je reicher wird das Individuum an Thätigkeiten und Kräften der Seele. Der Nervenbau und das Gehirn des Menschen sind anders entwickelt als beim Thier, deshalb vermag er aus Vorstellungen sich Begriffe und Gedanken zu erzeugen, sich eine Sprache zu erfinden und sich eine Cultur zu schaffen. In dem Menschen wird die Seele zum Geiste. Gibt es in der Thierwelt eine Stufenfolge der Seelenentwickelung, so finden wir in der Menschenwelt eine Entwickelung des Geistes, die sich in der Culturgeschichte offenbart. Der Mensch hat Geschichte, er macht Geschichte, weil er Geist ist. Lafontaine sagt deshalb mit Recht: „In uns wohnt ein Geist, der uns bewegt. Nur der Mensch ist sein Tempel. In den Thieren lebt nicht der Geist, der in uns wirkt.“ „Dieser Geist,“ fährt der Dichter fort, „ist unsterblich und macht uns zu Verwandten der Engel. Er durchdringt die Finster-

Digitized by Google

niss des todten Stoffes und eilt beim Tode einer höheren Bestimmung, den himmlischen Ordnungen zu."

Lafontaine stellt sich mit diesen Worten auf den Boden der göttlichen Offenbarung, bezieht sich auf das Psalmwort, nach welchem der Mensch nach Gottes und der Engel Bilde geschaffen wurde, und zeigt sich als Christ, dem die Schöpfungsgeschichte die Grundfeste aller Anthropologie und Psychologie, sowie ein Pfand der Unsterblichkeit ist. Das Wort der Genesis sagt uns, dass Gott selbst den Menschen schafft, aus der Erde den Leib bildet und diesem Leibe den Geist einhaucht. Dadurch wird der Mensch Gottes Ebenbild, das er mit den Engeln gemein hat, denn die Psalmworte (Ps. 8, 6) lauten: Du hast ihn ermangeln gemacht wenig an Elohim d. i. an elohimischem Wesen d. i. aber göttliches und engelisches Wesen. Gott ist Elohim, und die Engel können ebenso heissen, denn sie sind Söhne Elohim's und bilden mit Gott eine himmlische Familie. Nicht ohne Absicht betont Lafontaine die Engelbildlichkeit des Menschen als die Hauptsache seines Wesens. Sie ist es ja, die den Menschen zur Einheit zweier Welten, zum Centrum und Herzen alles auf Erden Geschaffenen, zum Schlussgliede des Schöpfungswerkes und zum Bewegungsprincip der Weltgeschichte macht. Die Persönlichkeit des Menschen concentrirt sich in seinem unsichtbaren Wesen, das er mit den Engeln gemein hat, seiner Seele, welche durch den Geist mit Gott, durch den Leib mit der Welt in Zusammenhang steht. Gott der ewig Lebendige, die Quelle und der Mittelpunkt alles Lebens, konnte aber unmöglich mit dem Menschen in eine so innige Gemeinschaft treten, wenn derselbe nach kurzem Erdenleben

Digitized by Google

und Seele nicht gemacht haben, so würde die Frage über die Thierseele ohne Interesse sein, oder wir würden in Ungereimtheiten verfallen, indem wir untersuchen wollten, ob die Thiere eine Seele haben, da doch die Menschen eine solche nicht besitzen. Die ganze Sache würde auf eine anatomische Frage hinauslaufen, und man würde sich sehr leicht überzeugen können, dass bei Menschen und Thieren auf allen Stufen der Entwickelung jene Erscheinungen durch Kräfte hervorgebracht werden, deren Zusammenwirken das thierische Leben ausmachen, d. i. ein Leben, das die Naturalisten als Zusammenwirkung der Ernährung, Fortpflanzung, Empfindung und Bewegung charakterisiren.

Lafontaine führt uns durch seine Auslassungen über Menschen- und Thierseele auf ein Feld der Philosophie, auf dem unser Wissen und Verstand mehr als irgendwo mit Finsterniss umhüllt ist, welches aber dennoch zu allen Zeiten die Männer der Wissenschaft lebhaft beschäftigt hat. Systeme und Theoreme sind im Laufe der Jahrhunderte aufgestellt worden, um sich gegenseitig zu verdrängen. Es fehlte vor Allem an thatsächlichem Beobachtungsmaterial, über welchen Mangel auch der speculative Scharfsinn nicht hinweghelfen kann. Es hat auch wohl an der Anwendung jener sicheren Untersuchungsmethode gefehlt, die langsam fortschreitend, in jedem Augenblicke den Boden prüft, auf dem sie steht, und nicht voreilig Resultate anticipirt.

Plato befreite die Seele vom Körper, um sie als Herrscherin über die Materie zu erheben. Nach Aristoteles erkannte Galenus den Hauptsitz der Seele im

Digitized by Google

Gehirn. Plotin schuf eine Seelenstufenleiter von den Mineralien bis zu Gott, Porphyrios entdeckte eine Thiersprache, und Aelian erwies an Anecdoten die Geistesthätigkeit der Thiere nach. Gomez Pereira und Descartes erklärten die Thiere für Maschinen, und die Kirche stimmte zu. Diesen Ansichten traten Hobbes und Gassendi schroff gegenüber, und Lafontaine, der die Philosophie des Letzteren im Hause der Frau v. La Sablère kennen lernte, illustrirte dieselbe durch seine Fabeln. Bald entstand eine Literatur über die Thierseele, die von der Immaterialität derselben ausgehend, den Thieren allerhand Fähigkeiten zuschrieb und in der Unsterblichkeit ihren Abschluss fand. Condillac gab den Thieren Menschenrang und legte ihnen mit dem königl. Forstinspector Le Roy eine Sprache bei. Man studirte sogar die Thiersprache und schrieb Wörterbücher, um sie zu übersetzen. In Deutschland beschäftigte sich Reimarus in seinen Betrachtungen über den Kunsttrieb der Thiere mit der Frage, welche Fähigkeiten unseren Begleitern beizulegen seien, und Flemming hob 40 Jahre nach ihm den Unterschied zwischen Thier- und Menschenseele ganz und gar auf. Fichte war damit nicht einverstanden, setzte den Menschen wieder in seine hergebrachten Rechte ein und wies das Thier in das Dunkel der Dienst- und Nutzbarkeit. Neuerdings haben Carus (vergleichende Psychologie), Pertz (Thierseele), Wundt (Menschen- und Thierseele), Flourens und Körner (Instinct und freier Wille) den Gegenstand wissenschaftlich behandelt. So viel man aber auch seit Lafontaine von Thierseele und Menschengeist geredet hat, so unklar sind noch bis heute die Begriffe, welche man damit verbindet.

Digitized by Google

wandlung," sagt Tyndall, „nirgends Vernichtung. Die bei dem Stoss der Körper wirksame Kraft der Bewegung wird in ein genau entsprechendes Quantum von Wärme umgesetzt, Wärme wieder als Dampf zur bewegenden Kraft, ohne dass ein Theil der ursprünglichen Kraft abhanden kommt." Mit Recht kann man deshalb sagen: Man müsste die ganze Allmacht zu Hilfe rufen, um ein Atom zu vernichten, denn die Vernichtung wäre ein ebenso grosses Wunder wie seine Erschaffung. Wir glauben aber, dass unsere Seele ebenso viel Werth hat als die Grundstoffe und Grundkräfte der geistlosen Natur, und sagen deshalb mit Zuversicht: Wir sind, und deshalb werden wir unsterblich sein.

Lafontaine bespricht in der Fabel zweitens das Denken der Thiere und ihren Instinct. Er sagt: „Wie, wenn in den Wäldern der Lärm der Jagdhörner und des Jagdgeschrei's dem armen Flüchtlinge weder Ruh' noch Erholung lässt, wenn dieser alte Zehnender beladen mit Jahren umsonst alle seine List und Erfahrung aufbot, um die Spur zu verwirren und die Wege seinen Verfolgern unkenntlich zu machen, wenn er dann einen andern jungen Hirsch mit Gewalt zwingt, ihn abzulösen, um den Hunden eine neue Beute vor die Augen zu bringen, sind dazu keine Gedanken nöthig? Welch' ein Aufwand von Ueberlegung, Urtheilen und Schlüssen, um sein Leben zu erhalten? Diese plötzliche Rückkehr auf der Fährte, diese Kunst sich zu verbergen, diese tausend Strategeme, würdig eines Ulysses unter den menschlichen Helden, würdig, von Polyämus beschrieben und von einem glücklichen Erfolge gekrönt zu werden! Und nun trete mir noch

Digitized by Google

einer nach Anhörung einer solchen Erzählung hin und behaupte, die Thiere hätten keinen Verstand.

Wenn ich für meine Person bei dem ganzen Streite etwas zu sagen hätte, so gäbe ich den Thieren einen Verstand, wie ihn die Kinder haben. Denken diese nicht schon in den Windeln? Man kann also denken und sich selbst nicht kennen. Eben so haben meiner Meinung nach die Thiere zwar keine Vernunft, wie die ist, mit der wir oft nur prahlen, ohne sie zu gebrauchen, aber doch auch mehr als einen blinden Naturtrieb."

Lafontaine unterscheidet hier Verstand und Vernunft, und während er den ersteren den Thieren zugesteht, sieht er die letztere nur im Besitz des Menschen.

In welchem Sinne schreibt nun der Dichter den Thieren Verstand zu?

Die Thiere erhalten wie wir äussere Eindrücke. Sie empfinden. Diese Empfindungen sind sinnlicher Art und erzeugen Begierde oder Widerwillen, Zuneigung oder Abneigung, Lust oder Unlust. Die Thiere nehmen auch wahr, d. h. sie empfangen bewusste Eindrücke von äusseren Gegenständen und ihren Zuständen; sie haben Empfindungsbilder und machen sich Vorstellungen. Je mehr und je öfter Wahrnehmungen durch unmittelbare Sinneseindrücke zu Empfindungsbildern befestigt werden, desto eher können frühere Eindrücke ohne neue unmittelbare Anregung wieder wachgerufen werden. Auf diese Weise entsteht die Erinnerung, zu welcher die Thiere ebenfalls befähigt sind. Sie besitzen Gedächtniss. Sie üben das Gedächtniss, wenn sie Nachbilder von Empfindungsbildern in der Seele hervorrufen. Der Fisch eilt, wenn die Glocke ertönt, die ihn öfter zum Futter gerufen, an's Ufer. Hühner und Tauben erinnern sich

Digitized by Google

wieder vergehen sollte. Der Mensch, nach Gottes Bilde und zu Gottes Gemeinschaft geschaffen, kann der Vergänglichkeit nicht angehören. Wir haben in uns einen Funken des göttlichen Geistes, etwas Gottverwandtes, und darum können wir mit Lafontaine behaupten: „Des Menschen Seele ist unsterblich, denn sie ist Gottes", und mit Rückert ausrufen:

„Du wärst nicht, der du bist in diesem Nu der Zeit,
Wenn du derselbige nicht wärst in Ewigkeit."

Wie ganz anders steht es in diesem Punkte mit den Thieren! Sie entstehen auf Gottes Schöpferwort aus der Materie. Es findet kein unmittelbarer Verkehr des Gottesgeistes mit dem Individuum statt. Sie entstehen als Gattungen durch das göttliche Machtgebot, dem kein feierliches Wort der Selbstentschliessung vorhergeht. Der Werderuf ergeht an das Chaos, in dem noch ein unversöhnter Streit der Kräfte waltet. Keerl sagt in seiner Schöpfungsgeschichte: „Der Geist Gottes hat die turbirten und obruirten Lebenskeime und Lebenskräfte aus ihrer feindseligen Spannung zu befreien und zu beruhigen. In dem Geiste ist das schöpferische Princip wirklichen Lebens und im Chaos das allgemeine Substrat bildbaren Stoffes vorhanden, und die göttlichen Machtgebote sind die diesen Stoff und das vom schöpferischen Geiste ausgehende Leben in Schiedlichkeit einführenden und zu so oder so geeigenschafteten Wesen besondernden Mächte. So ergeht bei Schöpfung der in der ersten Hälfte des sechsten Tages entstehenden Landthiere das göttliche Machtgebot an die Erde: Geist und Materie sind bereits vorhanden, und die mannigfaltigen

Digitized by Google

Thiere sind die durch den inhaltreichen göttlichen Werderuf vollzogenen unterschiedlichen Mischungen jener beiden vorhandenen Grundbedingungen animalischen Bestandes.“ Das einzelne Thier hat keine selbständige Aufgabe zu erfüllen, es soll nur die Gattung fortpflanzen, in welcher andere Exemplare denselben Werth haben. Es gehört der Erde allein an, auf die es niederschaut, und in die es sich bald auflösen wird, ohne eine Spur zu hinterlassen. Der Mensch dagegen ist mehr als nur ein Theil der Gattung, er ist eine Persönlichkeit mit besonderem Charakter, der ihn von allen Anderen unterscheidet; ihm ist eine Aufgabe gestellt, in deren Erfüllung er von einem Anderen nicht vertreten werden kann. Alle Einzelpersönlichkeiten bauen sich zu einem reich gegliederten Ganzen auf und bilden den Gesammtorganismus der Menschheit. Der Mensch ist für den Himmel bestimmt, zu dem er seinen Blick wendet. Er soll leben. Darum fühlt er ein Grauen vor dem Tode, der seinem Wesen fremdartig ist. Das Thier geht dem Tode gleichgiltig entgegen. Er ist die Folge seines Lebens und tritt ein, wenn sein irdischer Zweck erfüllt ist, zur Erhaltung der Gattung beigetragen zu haben und dem Menschen als Herrn der Schöpfung dienst- und nutzbar gewesen zu sein. Der Thierleib vergeht, und seine Stoffe scheiden sich in der Verwesung von einander. Doch nicht ein Stäubchen geht verloren. Alles bleibt und geht mit andern Stoffen neue Verbindungen ein und immer neue. Das Thier nimmt an jener ewigen Verwandlung, nicht aber Vernichtung im grossen Haushalte der Natur Theil, wo nicht das geringste Atom vergeht, wo Stoff und Kraft unverlierbar sind. „Ueberall sehen wir Ver-

Digitized by Google

Zugang verschlossen ist. Der Mensch erhebt sich über des Thier und spricht zu seinem himmlischen Vater. Durch das offenbarte Wort redet Gott zu den Völkern der Erde, unterscheidet die Menschen unter einander, macht sie zu seinen Kindern, zu Herrschern in der Sichtbarkeit und zu seinem wahrhaften Gleichniss.

Das Wort ist das Organ der Vernunft, von der Lafontaine behauptet, dass sie nur dem Menschen angehöre.

Auch Augustinus nennt das Vorrecht der Menschen vor dem Thiere Vernunft (ratio). Nach ihm ist sie das Vermögen, aus Principien zu urtheilen. Philo sagt: „So viel das Thier höher steht als die Pflanze, ebenso viel höher steht auch der Mensch als das Thier. Er ist im Besitz des höchsten Gutes, der Vernunft (*διάνοια*), wodurch er alle Naturen der Körper und Wesen umfasset.“

Vernunft ist das Vermögen, sich der Gründe für die Erscheinungen bewusst werden, über die Ursachen aller Dinge nachdenken und die nicht gegebenen Ursachen aus den gegebenen Erscheinungen ableiten zu können. „C'est là,“ sagt Flourens p. 40, „le monde purement intellectuel, et ce monde n'appartient qu'à l'homme. En un mot, les animaux sentent, connaissent, pensent; mais l'homme est le seul de tous les êtres créés à qui ce pouvoir ait été donné de sentir qu'il sent, de connaître qu'il connaît, et de penser qu'il pense.“ Durch die Vernunft ist der Mensch mit Gott verwandt, welcher die Vernunft in den Naturgesetzen verwirklichte, nicht aber jenen Geschöpfen, welche dieselbe nicht einmal zu ahnen vermögen. Der Säugling steht hoch über dem vorzüglichsten Thiere, denn er

Digitized by Google

ist zum Vernunftwesen organisirt und verwandelt bald die Lautsprache in die abstracte Sprache der Vernunft. In dem Haushalte der Natur ist Alles vernünftig. Das Thier weiss davon nichts, erst der Mensch erkennt es, denn er kann die Naturgesetze, d. i. die Gedanken Gottes, erforschen. Die Menschen halten es aber oft, wie Lafontaine sagt, für besser, die Vernunft nicht zu gebrauchen und nur damit zu prahlen. Dadurch bezeugen sie Unvernunft, bleiben unwissend und sind als machtlose Geschöpfe der Natur unterthan. Nur durch vernünftiges Denken und Handeln nähert sich der Mensch den höheren Zielen seines Daseins, wird der Herr der Schöpfung und greift selbstthätig in den Gang der Entwickelung der Menschheit ein.

Wir gehen zum Instincte über. Lafontaine hat einen Unterschied zwischen Verstandesoperationen und Instincthandlungen nicht gemacht. Er hat damit zwei Irrthümer begangen. Erstens legt er dem thierischen Verstande Verrichtungen bei, die nur eine Folge des Instinctes sind. Da aber gewisse instinctive Thätigkeiten der Thiere mit einer grossen Kunstfertigkeit ausgeführt werden, so ist der Dichter zu dem Glauben geneigt, dass der Verstand der Thiere dem der Menschen in gewissen Punkten überlegen sei. Zweitens hätte Lafontaine bedenken sollen, dass alle Thiere derselben Art in Folge des Instinctes unter sich gleiche Fertigkeiten besitzen, bezüglich ihrer verständigen Begabung aber sehr verschieden entwickelt sind. Die individuelle Intelligenz wirkt auf den Instinct ein und schafft den veränderlichen Instinct. Unter den Jagdhunden gibt es solche, die gut jagen, und andere, die schlecht jagen. Es ist deshalb sehr

Digitized by Google

des Klanges der Stimme ihrer Versorger. Bewunderungswürdig ist das Erinnerungsvermögen des Hundes für Personen und Orte. Sammeln sich die Gedächtnissbilder beim Thiere an, so macht es Erfahrungen. Die gleichartigen Bilder werden dabei als solche empfunden, weil der Reiz im Gehirn, die Wahrnehmung, den früheren gleicht. Dieses Gefühl der Gleichartigkeit oder Verschiedenheit vertritt die Stelle der Vergleichung und wird zum Urtheil. Zu den Erfahrungen der Thiere gehört auch die Wahrnehmung und Erinnerung der Erscheinungsfolgen, die Veranlassung zu Urtheilen und Schlüssen wird. Der thierische Verstand denkt also sinnlich und urtheilt nicht nach logischen Gesetzen, sondern durch Vergegenwärtigung von Sinnes- und Gedächtnissbildern. Sein Inhalt ist das Ereigniss, daher kann er auch nicht Gedanken erzeugen, die über das Sinnliche hinausgehen. Der Hirsch in der Fabel Lafontaine's zeigt wie alle Jagd- und Raubthiere, welche verfolgt werden, viel Verstand, weil er viel Erfahrungen gemacht hat, scharf beobachtet und urtheilt, um sich vor seinen Verfolgern zu schützen.

Der seelische Horizont des Thieres schliesst mit dem Empfindungsbilde und der Vorstellung ab. In seinem Seelenleben werden die vorhandenen Bilder nicht zu Begriffen d. h. zu rein idealen Gedankenbildern, die aus Merkmalen und Zuständen eines Gegenstandes gewonnen wurden. Diese geistige Arbeit der Abstraction geht ihm ab. Daraus folgt aber, dass es unfähig zum Denken ist, d. h. begriffliche Vorstellungen, wozu der Grund im Wesen der Vorstellung selbst liegt, zu trennen und zu verbinden. Deshalb kann auch das Thier das Ziel des Denkens, die Wahrheit, weder erreichen noch

Digitized by Google

erkennen. Da aber Wahrheiten die unentbehrlichen Prämissen des Denkens sind, so wird das Thier nun und nimmer die Stufe überschreiten, welche es vom Menschen trennt. Dieser Unterschied in der Thätigkeit des thierischen und menschlichen Denkens ist eine Folge ihres verschiedenartigen Ursprungs, der nicht auf Ureier oder eine generatio aequivoca zurückzuführen ist, sondern in den göttlichen Schöpfungsacten seine Erklärung findet.

Hätte das Thier das Vermögen zu abstrahiren, so könnte es auch Begriffe bilden, affirmiren und negiren, Nomina und Verba unterscheiden. Es würde eine Sprache haben. Lafontaine hütet sich wohl, dem Thiere eine solche beizulegen, wie es viele Gelehrte gethan haben. Töne*) und Melodien, auch wo sie sich im Thierreiche am vollkommensten vernehmen lassen, sind vom Worte des Menschen so verschieden wie das unwillkürliche Folgen der thierischen Natur, wenn das sinnliche Bedürfniss dieselbe zieht, zu dem herrschenden Willen der menschlichen. Der herrliche Ton der singenden Nachtigall ist eine Ueberkleidung der belebenden irdischen Naturkraft, das Menschenwort ist eine Verleiblichung der von andern Wesen unerkannten Gotteskraft. Der thierische Laut ist der Wiederhall der Empfindung, der Ausdruck der Freude und des Schmerzes. Das Spitzen der Ohren, Haarsträuben, Schwanzwedeln, Zischen und Kreischen sind die Aeusserungen von Reflexbewegungen, der beschwichtigende Abfluss der Erregung. In den Worten der Menschensprache wird noch eine geistige Welt abgebildet, zu welcher dem Thiere der

*) S. Schubert, Geschichte der Seele.

Digitized by Google

ausserordentliche Mittheilungen gemacht hatte, geht der Dichter noch weiter. Er erzählt, dass unter den Menschen nie ein Krieg mit so viel Geschicklichkeit geführt worden wäre wie unter jenen Wölfen, die es bis zu Vedetten, Hinterhalten und Freicorps gebracht hätten und alle Kriegskünste der Welt verstünden. Nichts ist häufiger unter den Thieren als Streitigkeiten und blutige Zwiste. Der Grund davon liegt grösstentheils in den thierischen Begierden. Das Thier steht unter der Macht seiner Sinne. Jene Wölfe wurden durch Nahrungsmangel oder die Erinnerung an frühere Genüsse getrieben, ihre Nachbarn anzugreifen. Dass sich bei diesem Vorgehen Vorpostenketten entwickelt haben sollen und Hinterhalte gelegt worden sind, ist Einbildung. Man ist nur zu leicht geneigt, Thieren menschliche Empfindungen, Gedanken, Bestrebungen und Handlungsantriebe beizulegen, welche diesen ganz fremd sind. Beim Thiere herrscht als treibende Kraft der Instinct, beim Menschen die Vernunft. Der Instinct verfolgt aber nicht, wie die Vernunft, Ursache und Wirkung und denkt an gesteckte Ziele. Man sollte nicht einzelne Erscheinungen des Thierlebens mit menschlichen Zweckhandlungen verwechseln. Lafontaine's Schilderung von der Kriegführung der Wölfe ist ein Seitenstück zur Geschichte des thracischen Fuchses, der vor seinem beabsichtigten Flussübergange das Ohr auf das Eis hält, der aber zurückgeht, weil er sich sagt: „Das, was Geräusch macht, bewegt sich, was sich bewegt, ist nicht gefroren, was nicht gefroren ist, ist flüssig, was aber flüssig ist, gibt einer Last nach.“ Man muss es auf Rechnung der poetischen Anschauungsweise Chateaubriand's bringen, wenn er in einem der

Digitized by Google

schönsten Theile seines „Génie du Christianisme“ die Montaigne resp. Plinius entnommene Anecdote der anbetenden Elephanten*) benutzt, um das Dasein Gottes zu beweisen.

Ebenso unglaublich ist die Geschichte von der zählenden Elster. Das Volk glaubt, dass die Elster bis 3 zähle, und Lafontaine lässt sie sogar bis 7 zählen. Wenn eine Elster drei Menschen von vier unterscheidet, so kann man das noch nicht zählen nennen. Sie hat ein sinnliches Wahrnehmungsgedächtniss und weiss z. B., dass drei Jäger in die Schiesshütte gegangen sind. Kommen diese einzeln wieder heraus, so erinnert sie sich der Kleidung derselben, welche sie als scharfsinniger Räuber genau beobachtet hatte. Sie sieht verschiedene menschliche Gestalten, weiss aber nicht, dass zwei das Doppelte von eins ist, denn sie kann nicht zählen, d. h. gleichartige Einheiten zu einer höheren Einheit zusammenfassen. Sie empfindet Einer, Einer, Einer, nicht aber eins, zwei, drei. Hierin liegt der Unterschied in der Auffassung. Die Elster nimmt wahr, erinnert sich der Wahrnehmung, denn sie hat ein gutes Sinnesgedächtniss, aber sie reflectirt und abstrahirt nicht.

Auch die beiden Ratten Lafontaine's vermögen uns nicht zu überzeugen, dass Thiere mehr als zu Schlüssen und Urtheilen im Kreise sinnlicher Erinnerungsbilder befähigt sind. Der Dichter erzählt: „Zwei Ratten suchten ihr täglich Brot und fanden ein Ei. Für Leute

---

*) Chateaubriand sagt: „Il est un Dieu, les herbes de la vallée et les cèdres de la montagne le bénissent, l'insecte bourdonne ses lonanges, l'éléphant le salue au lever du soleil.“

Digitized by Google

wichtig zu unterscheiden, was in den Thieren die Folge des Instinctes und die Folge des Verstandes ist, damit man nicht an die Ueberlegenheit ihres Verstandes glaube, wenn man die Sicherheit des Instinctes sieht.

Lafontaine erzählt folgende Geschichte: „Nicht weit vom einsamen Nordpol gibt es eine Welt, in welcher die Einwohner wie in den ersten wilden Zeiten der Schöpfung in finsterer Unwissenheit, ähnlich der Nacht des ewigen Winters, leben. Ich rede von Menschen, denn die Thiere, die jenes Land bewohnen, errichten künstliche Gebäude, welche die Verheerungen des angeschwollenen Waldstromes aufhalten und die beiden Ufer verbinden. Das Gebäude widersteht und dauert. Jeder Biber hat sein Geschäft, alle haben einen gemeinschaftlichen Zweck, ein bestimmtes Tagewerk. Zuerst schaffen sie eine Unterlage von Holz, dann folgt eine Schicht Mörtel. Der Alte lehrt die Jungen gehen und rastlos zutragen. Viele Baumeister laufen herzu und besehen und prüfen das Werk mit dem Richtstab in der Hand. Die Republik Plato's würde eine Stümperei gegen die geschickte Staatseinrichtung dieser Amphibien sein! Im Winter bauen sie ihre Häuser, schlagen Brücken über die Teiche, und die Menschen staunen dort das Werk an und haben es mit Müh' und Noth bis jetzt nicht weiter gebracht, als dass sie die Fluthen durchschwimmen. Diese Biber wären nichts als leere geistlose Körper? Gern gesteh' ich, dass mir das unglaublich vorkommt."

Lafontaine irrt, wenn er annimmt, dass die Biber bei Verrichtung ihrer Arbeit einen gemeinschaftlichen Zweck haben. Nur vernünftige Wesen können Zwecke verfolgen und Mittel zur Erreichung derselben anwen-

Digitized by Google

den, durchdachte Pläne zur Ausführung bringen. Der Biber hat ebensowenig einen Plan von seiner Wasserburg, die er baut, wie die Biene von ihrer sechseckigen Zelle. Die Biene muss ihrer Wohnung diese Gestalt geben, denn ihre Organe, unter denen das Auge mit seinen sechsseitigen Facetten eine Hauptrolle spielt, können andere Formen nicht zur Erscheinung bringen. Flossen und Luftblase zwingen den Fisch zum Schwimmen, Flügel den Vogel zum Fliegen. Der Biber muss Holzstämme schneiden, Dämme und Häuser bauen, denn seine Organe sind dazu geschaffen. Schneidet man den Insecten die Fühler ab, so verlieren sie den Instinct, und der Biber wird nur so lange seine Baumeisterkünste zeigen, als er die dazu nöthigen Organe hat. F. Cuvier hat junge Biber, ohne sie mit älteren Bibern zusammenzubringen, in Käfigen aufgezogen. Kurze Zeit nach Beginn ihrer Gefangenschaft haben diese Thiere ihr Schneide- und Bauhandwerk begonnen. Es kann doch in diesem Falle nur von jenem angeborenen Instincte die Rede sein, den wir mehr oder weniger ausgebildet bei allen Thieren wahrnehmen und am fasslichsten mit Gefühlswillen bezeichnen, denn er wird durch jenes Gefühl erzeugt und geleitet, das ihm die Sinne zuführen. Deshalb ist auch der Instinct ohne Sinnesorgane unmöglich. Doch sind diese nicht etwa die Ursache des Instinctes. Als solche kann man nur den Lebenstrieb des Organismus ansehen, welcher sich der Sinnesorgane als Werkzeuge bedient und sie am zweckmässigsten zu benutzen versteht.

In der Erzählung von den polnischen Wölfen, über deren Kriegführung der König Sobiesky von Polen bei seinem Besuche der Frau v. La Sablière Lafontaine

Digitized by Google

dieser Art war am Ende dies Mittagsessen vollkommen hinlänglich; denn sie hatten, um satt zu werden, eben nicht nöthig, einen geschlachteten Ochsen zu finden. Voll Munterkeit und Appetit machten sie sich über den Fund her, um ihn zu verzehren, als ich weiss nicht welcher Quidam des Weges daher kam. Das war Meister Fuchs, ein Herr, dem zu begegnen sie gern überhoben gewesen wären. Was war bei diesem ärgerlichen Abenteuer zu thun? Wie das Ei retten? Es wohl einpacken und mit den Vorderfüssen zusammen forttragen, es rollen oder ziehen, das waren Vorschläge, deren Ausführung ebenso gewagt als unmöglich erschien. Die Noth, wie man weiss, ist die Mutter aller Erfindungen, und die Noth lehrte sie folgenden sinnreichen Einfall.

Da der Herr Schmarotzer noch eine achtel Meile von ihnen entfernt und ihre Wohnung ziemlich nahe war, so legte sich die eine Ratte auf den Rücken, nahm das Ei in ihre Arme und liess sich dergestalt wie ein Frachtwagen trotz der Holpern im Geleise, der Rippenstösse und Fehltritte von der andern beim Schwanze ziehen."

Dass Lafontaine einen Unterschied zwischen Instinct und Verstandesthätigkeit der Thiere nicht gemacht hat, lässt sich dadurch erklären, dass er der thierischen Seelenthätigkeit Fähigkeiten zuschrieb, die sie nicht hatte. Das allgemeine Urtheil über das Seelenleben der Thiere ist auch heute noch ein mangelhaftes, und die Ansichten über das ihre Handlungen Bestimmende werden noch lange Zeit Gelegenheit zu Debatten geben. Scharfe Beobachtungen der Thiere und geschickt eingeleitete Versuche haben uns aber in zahlreichen Fällen überzeugt, dass unsere Bezeichnung Instinct auf einer

Digitized by Google

falschen Vorstellung von den Sinnesorganen der Thiere beruht und Lafontaine also nicht mehr gefehlt hat als wir. Schmetterlinge, Bienen und Käfer werden beim Aufsuchen ihrer Nahrung vom Geruch geleitet und nicht vom Instinct. In Paris setzte man ausgekrochene Schmetterlingsweibchen aus, und in kurzer Zeit versammelten sich um dieselben aus stundenweiter Entfernung Schaaren von Freiern. Ein Todtengräber empfindet den Verwesungsgeruch einer todten Maus eine Stunde weit, während wir in nächster Nähe nichts davon merken. Insecten empfinden einen Menge sinnlicher Eindrücke, welche sie mit Gewalt beherrschen, und welche eine Menge Erscheinungen hervorbringen, die nur Wirkungen des Nervensystems sind. Die Wanderungen der Fische sind physiologische Vorgänge und hängen mit der periodischen Erregung der Zeugungsorgane zusammen. Wir wissen nicht, wie weit Magnetismus und Elektricität auf das Thierleben einwirken, wir können es aber ahnen, da Thiere in den Winterschlaf verfallen und erwachen. Wir glauben, dass die Zeit nicht mehr fern ist, in der alle diese Zweifel und Ungewissheiten beseitigt sein werden und die Grenzlinie, welche man heute zwischen Instinct und Verstand zieht, nicht mehr die Grenze der menschlichen Einsicht sein wird.

Bei Besprechung der Philosophie Lafontaine's dürfen wir jene zwei Fabeln nicht unerwähnt lassen, die in einem innern Zusammenhange mit der eben besprochenen Frage stehen und den antimaterialistischen Standpunkt des Dichters noch mehr kennzeichnen. Es sind dies die Fabel „La Chatte métamorphosée en Femme“ (Liv. II, fab. XVIII) und „La souris métamorphosée en fille“ (Liv. IX,

Digitized by Google

fab. VII). Sie lauten in deutscher Uebersetzung folgendermassen:

Die Katze, die in eine Frau verwandelt worden ist.

Ein Mensch hatte eine wunderliche Neigung zu seiner Katze gefasst. Er fand sie niedlich und schön, und ihr Miauen däuchte ihm Philomelens Gesang; er war närrischer als alle Narren. Mit Bitten und Weinen, Opfern, Beschwören und Jammern bringt er es beim Schicksal dahin, dass sich seine geliebte Katze an einem schönen Morgen in eine Frau verwandelt, und noch an demselben Morgen macht der Tropf sie zu seiner Ehehälfte. War er schon ein Narr aus Freundschaft gewesen, so war er es erst recht aus Liebe. Nie hat die schönste Dame der Welt ihren Günstling so entzückt wie diese neue Gattin ihren hypochondrischen Mann. Er herzt sie, sie streichelt ihn. Als er auch nicht die geringste Spur ihres früheren Wesens an ihr bemerkt und er sie ganz und gar wie seine Frau betrachtet, da stören auf einmal Mäuse, die an der Tapete nagen, das Glück der Neuvermählten. Sogleich ist unsere Frau auf den Füssen, verfehlt aber den Fang. Die Mäuse kommen wieder, und die Frau setzt sich von Neuem in Positur, und für diesmal mit besserem Erfolge, denn unter der veränderten Gestalt fürchteten sie die Mäuse nicht. Zeit ihres Lebens hing ihr die hässliche Gewohnheit an. — Die Macht der Natur ist so stark, dass sie aller Mühe und Kunst spottet. Nach Verlauf gewisser Jahre hat das Gefäss*) von seinem Inhalte Geruch und Farbe und der Stoff

*) Horat., Epist., lib. I, 2, 69.

Digitized by Google

seine Falten angenommen. Dagegen gibt es keine Mittel. Eben so vergebens würdest du dich gegen deine alte Gewohnheit wappnen. Vor der Nase machst du ihr die Thüre zu, und zum Fenster*) kommt sie wieder herein.

Die Maus, die in ein Mädchen verwandelt worden ist.

Eine Maus fiel aus dem Schnabel einer Nachteule. Ich für meine Person hätte sie nicht aufgehoben. Aber ein Bramine that es. Das Volk am Ganges hat so seine eigene Meinung. Die Maus war schon ganz zerquetscht, und um solche Art Nächsten bekümmern wir Europäer uns wenig. Die Braminen aber halten alle Mäuse für ihre Brüder, denn sie glauben, dass unsere Seele beim Herausfahren aus einem Könige und Gewaltigen der Erde in eine Milbe fahre oder in ein anderes Thierchen, wie das dem Schicksal eben gefällt. Dies ist eins der Hauptstücke ihres Katechismus, und ihnen dankt Pythagoras seine geheimnissvolle Lehre. Aus diesem Grunde glaubte der Bramine sehr wohl zu thun, einen Zauberer zu bitten, die arme Seele des Mäuschens wieder in einen Körper einzuquartieren, der ihrer würdiger wäre als der vorige, wieder in ein Menschenhaus, wie sie es vermuthlich vor Zeiten schon bewohnt hatte. Der Zauberer machte aus ihr ein so hübsches Mädchen von fünfzehn Jahren, dass gewiss der Sohn des Priamus für sie ein noch weit grösseres Wage-

*) Horat., Epist., lib. I, 10, v. 24.

Digitized by Google

stück unternommen haben würde, als er für die berühmte Schönheit Griechenland's unternahm.

Der Bramine wunderte sich nicht wenig über die neue Verwandlung und sagte zu der Schönen: „Es ist jetzt an Euch, einen Gatten zu wählen, denn Jeder wird gewiss um diese Ehre buhlen.“ „Ich gebe,“ antwortete sie, „meine Stimme dem Mächtigsten von Allen.“

„Sonne, Licht der Welt,“ rief der Bramine auf den Knien, „so bist du es, der unser Schwiegersohn sein wird.“

„Nein,“ entgegnete die Sonne, „diese schwarze Wolke ist mächtiger als ich, weil sie meine Gesichtszüge zu verschleiern im Stande ist. Ich rathe also selbst zu jener.

„Nun wohl,“ sagte der Bramine zur Wolke, „bist du für meine Tochter geboren?“

„Leider, nein,“ entgegnete die Wolke, „denn der Wind jagt mich nach Belieben von Ort zu Ort. Ich mag dem Herrn Boreas keineswegs in seine Rechte greifen.“

„Weil denn einmal Wind dabei sein muss,“ schrie der Bramine ärgerlich, „so komm denn Wind, komm in die Arme unserer Schönen.“

Der Wind kam eilig herbei, stiess sich aber mit der Stirn an einen Berg, der seinen Weg hemmte. Sogleich wird das glückliche Loos dem Berge angetragen, der es aber auch ausschlägt. „Ich würde,“ sagt er, „mit der Ratte in Streit kommen, und die zu beleidigen wäre thöricht, da sie mich durch und durch zerfressen kann.“

Bei dem Worte „Ratte“ spitzte unsere Jungfrau die Ohren. Die Ratte ward von ihr zum Manne ge-

Digitized by Google

wählt. Eine Ratte? wird man fragen. Ja wohl, eine Ratte! Das sind Amor's Streiche, und dafür gibt es noch andere Beweise. — Das sei aber unter uns gesagt.

Immer bleibt etwas von dem Geschlecht, dem man entstammt. Das bezeugt diese Fabel hinreichend. Bei Lichte betrachtet scheint mir dieselbe doch ein wenig voll sophistischer Züge zu sein. Welcher Mann wäre nicht der Sonne vorzuziehen, wenn sich dieser Gott des Tages so wunderbar bei dergleichen Sachen benimmt. Soll denn ein Riese einem Floh weichen, weil ihn dieser sticht? Aus vernünftigen Gründen hätte die Ratte das Mädchen an die Katze, die Katze sie wiederum an den Hund, der Hund an den Wolf verweisen müssen. Mittelst dieses Kreislaufs im Beweise wären wir wohl zur Sonne zurückgekommen, und diese hätte doch das grosse Loos in dieser Mädchenlotterie gewonnen.

Kehren wir aber zu der Lehre des Pythagoras von der Seelenwanderung zurück. Der Zauberer des Braminen verrichtete ohne Zweifel ein Wunder, das, weit entfernt die Metempsychose darzuthun, eher ihre Falschheit bewies. Denn nach diesem System wären ja die Seelen des Menschen, der Maus, des Wurmes alle aus einer gemeinschaftlichen Quelle des Lebens geschöpft. Alle diese wären von einem und demselben Schlage, nur nach den Organen verschieden wirkend, nach welchen sich die eine erhebt, die andere kriecht.

Wie kam es denn also, dass jener so wohlorganisirte Körper seine Bewohnerin nicht zwingen konnte, sich mit dem Gott des Tages zu vermählen? Eine Ratte war im Besitz ihrer Zärtlichkeit.

Digitized by Google

Alles wohl überlegt und erwogen, mögen doch die Seelen der Schönen und der Mäuse in ihren Grundcharakteren verschieden sein. Immer kommt man auf sein Schicksal, auf das allgemeine Gesetz der Weltordnung zurück.

Mag man den Teufel beschwören und hexen können, nie wird man die Natur eines einzigen Wesens verändern können.

Lafontaine bekämpfte in diesen beiden Fabeln die Ansichten einiger Philosophen seiner Zeit, welche aus der lebenden Welt gewissermassen ein ungeheures Wesen machten, das von ungefähr in tausende von verschiedenen Formen zertheilt wäre. Indem sie jeder Thierart ihre Originalität und Individualität nahmen, sagten sie: „Die Gestalt und Form ist Alles, die Art ist nichts. Der unterscheidende Charakter hört auf, und mit Nothwendigkeit gebieten die Organe über das Individuum. Dehne die Flosse eines Fisches zum Flügel aus, und du hast einen Vogel.“ Lafontaine nimmt an, dass jede Thierart mit einem originellen Charakter geschaffen worden ist und ein ursprüngliches Wesen hat, das durchaus unabhängig von dem Bau der einzelnen Organe ist. Der Dichter erkannte auch die Gefährlichkeit dieser materialistischen Ideen, die alle Moral über den Haufen wirft und den Menschen bis zum Thiere erniedrigt, und zeigt in „La Chatte métamorphosée en Femme“ die Allmacht Gottes, welche die Creaturen schafft und mit verschiedenen Gaben ausstattet. In der zweiten Fabel aber „La souris métamorphosée en fille“, deren Gegenstand der Sammlung von Bilpay und Lokmann entnommen ist, liefert er den Beweis, dass alle Künste dieser Welt nicht im Stande sind, die

Digitized by Google

Natur der Creatur zu verändern. Verwandle, wenn du willst, die Gestalt der Organe, verwandle selbst die Katze in eine Frau und die Maus in ein Mädchen, der ursprüngliche Charakter wird sich bei der ersten Gelegenheit zeigen und die physischen Attribute beherrschen, anstatt von ihnen beherrscht zu werden. Die Katze in Frauengestalt wird Mäuse fangen, und die Maus wird als Jungfrau ihr Herz der Ratte schenken. Jeder Mensch besitzt Charaktereigenthümlichkeiten, die ihn von seinem Nächsten unterscheiden. Besondere Vorzüge und Schwächen, Tugenden und Laster geben unserem inneren Wesen ein besonderes Gepräge. Obgleich wir alle nach Gottes Bilde geschaffen wurden, unterscheiden wir uns doch wenigstens in einem Punkte unter einander, und der bestimmt unsere Individualität. Wir können uns gegenseitig ziehen, verziehen, nachahmen und verbessern, aber nie wird ein Mensch den andern in jeder Beziehung ersetzen. Wie eine Linde nicht zur Eiche werden kann, so konnte aus einem Johannes kein Petrus, aus einem Melanchthon kein Luther werden.

Grösser als die Mannigfaltigkeit der Individualitäten ist die Verschiedenheit der Familien und Klassen in dem unermesslichen Reiche der Natur, als dessen Krone der Allmächtige den Menschen geschaffen hat. Obgleich Lafontaine die Menschen in Thiergestalten einhergehen liess, war er weder ein Anhänger der Entwickelungstheorie, noch wünschte er zu Gunsten der Thiere eine Seelenwanderung oder eine Fortdauer ihrer Seele nach dem Tode. Mit grossem Scharfblick hatte er die Thiernatur erkannt und das grosse Buch der Natur gelesen, das die Entwickelungsgeschichte des Geistes im Menschen

Digitized by Google

vorbildlich erzählt. Die Hieroglyphensprache dieses Buches versteht aber nur der, dessen Geist und Vernunft vom göttlichen Lichte erleuchtet ist und in Gott die Fülle der Ideen, alle Wahrheit, Güte und Schönheit erkennt. Materialisten und Pantheisten, gegen welche Lafontaine kämpfte, sehen freilich darin nur Einbildungen eines kindischen Unverstandes. Der Dichter glaubte an einen Wechselverkehr des innern Menschen mit Gott, nahm für das Leben einen Zweck an, bei dessen Verwirklichung die Tugend über das Laster, das Vollkommene über das Unvollkommene, das Vernünftige über das Unvernünftige, das Sittliche über das Unsittliche, der Geist über die rohe Gewalt siegen soll. Diese Ansichten charakterisiren ihn als einen Philosophen, dem das exacte Wissen zur Erkenntniss nicht ausreichte, um der Geschichte der Menschheit ein ernstes Interesse zu widmen. Er bedurfte des Glaubens. Seine Vernunft empfing ihren Inhalt durch die Offenbarung Gottes in ihr und in der Welt. Nur dadurch konnte sein Geist zum Bewusstsein dessen kommen, was vernünftig ist. Dadurch, dass er die Vernunft unter dem Glauben gefangen gab, that er der Vernunft keinen Zwang an, denn Vernunft und Glaube widersprechen sich nicht. Er entsagte nur dem Wahne des Selbstwissens und Selbstbefehlens und folgte der Offenbarung Gottes im Gewissen und in der Geschichte. Diese Hingebung an die göttliche Offenbarung ist aber der Glaube, dem die Fülle der Erkenntniss verheissen ist. Wenn gesagt worden ist „die Philosophie kann nicht glauben, sie würde sich durch den Glauben selbst vernichten", oder „es ist ebenso gewiss, dass die Philosophie nicht glaubt, als dass der Glaube nicht philosophirt, nicht

Digitized by Google

denkt", so sagen wir, dass alle Philosophie den Glauben zur Grundlage hat und ohne Glauben sich selbst vernichten, in unwirklichen Ideen sich verflüchtigen würde, und dass umgekehrt der Glaube den Gedanken als sein Wesen erkennt, dass beide, um zu sein, sich gegenseitig beleben, regieren, erleuchten. Lafontaine als Philosoph glaubte, so gewiss er Grund suchte und fand; der gläubige Lafontaine dachte, so gewiss als sein Glaube im geistigen Leben bestand.

Digitized by Google

Lafontaine und seine Gegner.

Digitized by Google

Digitized by Google

Lafontaine und Lamartine.

Die Fabeln Lafontaine's haben in Frankreich ein eigenthümliches Schicksal gehabt. Die Zeitgenossen des Dichters haben sie bewundert; sie haben ihre Anmuth und Natürlichkeit gelobt, doch scheint es nicht, als ob sie ihnen den hohen Platz in der Literatur eingeräumt haben, den man ihnen heutzutage in Frankreich zugesteht. Fénelon sagt: „Lies Lafontaine und sag', ob ein Horaz die Philosophie und Moral mit einem mannigfaltigeren Schmucke geziert hat als er." La Bruyère urtheilt: „Lafontaine unterrichtet im Plaudern, indem er uns Beispiele aus dem Thierleben vorführt. Er bleibt in Erfindung und Uebersetzung originell und ist selbst ein Vorbild, das schwer nachzuahmen ist." Vauvenargues meint: „Wenn man Lafontaine's Werke liest, so ist man erstaunt, in denselben so viel feinen und natürlichen Witz zu finden. Es würde überflüssig sein, sich beim Lob der vielseitigen Harmonie seiner Verse, der Anmuth, Kunst und dem naiven Reize seines Styles aufzuhalten. Ich will nur bemerken, dass sein natürlicher Verstand und

Digitized by Google

seine Einfachheit die Haupteigenschaften seiner Schriften sind. Ersterer macht letztere anziehend. Die Einfachheit aber gibt dem Verstande die Anmuth. Die Wirkung seiner Werke entspringt wesentlich der Vereinigung dieser beiden Quellen.“ Chamfort gefielen die Fabeln, die für ihn zu den besten Lehrbüchern für die Jugend gehören. Für Andere lag gerade in der Einwirkung der Fabeln auf die Seele der Kinder eine Gefahr. Zu diesen gehört Lamartine. Er sagt in seinen Mémoires (s. erste Nummer des Conseiller du Peuple, Januar 1850, Seite 27, erste Vorrede der Méditations von 1849 und seine Confidences): „Man liess mich auch einige Fabeln Lafontaine's auswendig lernen, aber diese für Ohr und Auge holperigen, verrenkten, ungleichmässigen Verse ohne Ebenmass stiessen mich ab. Die Geschichten dieser selbstsüchtigen, spöttischen, geizigen, unbarmherzigen Thiere, welche sprechen, sich gegenseitig die Wahrheit sagen und verspotten, machten mich übel. Die Fabeln Lafontaine's sind eher die schroffe, kalte und selbstsüchtige Philosophie eines Greises als die liebende, edeldenkende und wohlwollende Philosophie eines Kindes. Das ist Gift und nicht Milch für die Lippen und Herzen dieses Alters. Das Buch widerstand mir, ich wusste nicht weshalb. Ich weiss es jetzt, es ist kein gutes Buch. Wie konnte das Buch auch gut sein? Der Mann war es ja nicht. Man könnte sagen, man habe ihm spottweise den Namen ‚der gute Lafontaine‘ gegeben. Lafontaine war ein sehr geistreicher Mensch, aber ein cynischer Philosoph. Er war weder sittsam noch naiv. Seine Philosophie war die der Sorglosigkeit und seine Naivetät die der Selbst-

Digitized by Google

sucht. Zwölf klangreiche, erhabene Verse verscheuchten aus meinen Ohren alle Grillen, Raben und Füchse dieser knabenhaften Menagerie."

Um diesen Bannstrahl eines der ersten Dichter Frankreich's zu verstehen, müssen wir uns über zwei entgegengesetzte Strömungen in der französischen Literatur klar werden. Hier sehen wir die alten Gallier, in denen sich der Dichtergeist der Erzählungen und Fabliaux ausprägt: Villon, Rabelais, Regnier, Montaigne, Molière und alle mehr oder weniger bekannten. Ihre Talente vereinigt Lafontaine als der letzte und grösste der alten Poeten. Er zeigt uns als der Vertreter des esprit gaulois, wessen der gallische Geist in seiner Natürlichkeit und Einfachheit fähig war. Um ein erhabenes, sentimentales Genre in die französische Literatur einzuführen, hat es andererseits an Bestrebungen nie gefehlt. So fand der literarische Geschmack einmal seinen Ausdruck in dem vielgelesenen Roman Astrée von Honoré d'Urfé, der italienische Phantasie und französischen Esprit mit Sentimentalität vereinigt und in mancher Hinsicht an das metaphysische und analytische Genre der Gegenwart erinnert. Dieser Versuch hat bis zur Zeit der Romane des Hotel Rambouillet gedauert. Zur Zeit J. J. Rousseau's ist der Versuch wiederum mit grösserem Erfolg aufgenommen worden. Das sentimentale Element, von Beredtsamkeit unterstützt, hat die französische Literatur geradezu verheert. Es lebte bei den Dichtern die Ueberzeugung auf, die Poesie müsse nicht blos eine andere Form, sondern auch einen andern Inhalt als die Wirklichkeit geben. Man verlangte von der Poesie, sie sollte von der Wirklichkeit nicht nur verschieden, sie sollte ihr entgegengesetzt

Digitized by Google

sein. Die frühere französische Bildung, treu ihrer Ueberlieferung, hatte aus der Poesie wie aus dem Leben die Träumerei ausgeschlossen. Zunächst betrachtete sich die Poesie noch als Magd der Religion, bald aber wuchs ihr Selbstgefühl, und sie war nicht abgeneigt, ihre Stelle einzunehmen. So stand es, als Lamartine auftrat. Er stellte sich an die Spitze der neuen Bewegung, die mit den schönsten Verheissungen begann und mit einer allgemeinen Krankhaftigkeit endigte.

Der erste dichterische Versuch Lamartine's hat darin bestanden, Frankreich in den Meditationen eine originelle, aber sentimentale, abstracte, mystische und lyrische Poesie zu geben. In den Erinnerungen seiner Kindheit, die er oft in den schwülstigsten Ausdrücken darstellt, haben uns manche Stellen geradezu angewidert. So sagt er von seiner Mutter: On retrouve en elle ce sourire intérieur de la vie, cette tendresse intarissable de l'âme et du regard et surtout ce rayon de lumière si serein de raison, si imbibé de sensibilité, qui ruisselait comme une caresse éternelle de son œil un peu profond et un peu voilé ... sa peau transparente laisse tellement apercevoir sous son tissu un peu pâle le bleu de veines et la mobile rougeur de ses moindres émotions; ses cheveux très-noirs, mais très-fins tombent avec tant d'ondoiements et des courbes si soyeuses le long de ses joues jusque sur ses épaules, qu'il est impossible de dire si elle a dix-huit ou trente ans. Wie ist es möglich, dass ein Mensch über seine Mutter in dieser Weise schreiben konnte? Doch geht die Tactlosigkeit noch weiter, indem er hinzufügt: „Man begreift aus diesem Gemälde die Leidenschaft, die eine

Digitized by Google

solche Frau meinem Vater, und die kindliche Liebe, die sie ihren Söhnen einflössen musste.“ Schlimmer noch als diese Frivolität ist seine Eitelkeit und der Mangel an richtigem Gefühl. Er erzählt von sich: „Ich war eins der schönsten Kinder, das jemals mit seinen nackten Füssen den Steinboden unserer Berge betreten hat, in einem Lande, wo doch die Race so gesund und so schön ist. Glückliche Formen, ein glückliches Herz, ein glücklicher Charakter — ich hatte der Natur nichts vorzuwerfen.“ Dieser physischen Vollkommenheit entsprach die moralische: „Meine Mutter verlangte nichts weiter von mir, als gut und wahr zu sein. Das machte mir keine Mühe. Meine Seele, die nur Güte athmete, konnte nichts Anderes hervorbringen. Ich hatte nie zu kämpfen, weder mit mir noch mit sonst wem.“

Kann ein Mensch, der sich so über seine heiligsten Erinnerungen ausspricht, wahr und tief empfunden haben? Wir glauben es nicht. Seine späteren Erzeugnisse haben es nur zu klar bewiesen, wie weit die Hohlheit seines Gefühls und die Selbstanbetung der Eitelkeit bei ihm ging. Seine glücklichen und oft bestechenden Eingebungen verloren sich in sentimentale Geschwätzigkeit, aus seinen Thränen machte er eine Industrie, seine Seufzer wurden ihm zur Gewohnheit, und seine Empfindungen wurden zu einer flüchtigen Folge von Bildern ohne Grösse und Ernst des Gedankens.

Es konnte nicht fehlen, dass sich Lamartine einen Lafontaine, dem nichts mehr als Sentimentalität und unbestimmte Gefühlspoesie zuwider gewesen war, zur

Digitized by Google

Zielscheibe seiner Kritik nahm. Dem Dichter der Empfindungen und Reflexionen, der seine Gestalten nur leise und ahnungsvoll andeutete und mit stolzem Gefühl an seine hohe Bestimmung für die Menschheit glaubte, stand der nüchterne, natürlich einfache und bescheidene Lafontaine mit seinen redenden Thieren gegenüber. Man könnte einwenden, dass Bernardin de St.-Pierre, einer der Meister der idealen Schule, von Lafontaine entzückt ist und keine Gelegenheit vorübergehen lässt, ihn zu loben. Bernardin ist, indem er die Moral eines Lafontaine annimmt, nicht im Widerspruch mit sich. Er ist Optimist in Bezug auf die Gestalten seiner Träume, keineswegs aber gegen die des alltäglichen Lebens, mit denen er verkehrt. Letztere beurtheilt er mit mehr Strenge als Nachsicht. Er zeigt uns sein Ideal auf einem Hintergrunde der Wirklichkeit, weil er den Ernst des Lebens kennt. Sein Geschmack für das Sinnliche, der übrigens unschuldig und primitiv bleibt, hindert ihn, sich in die Feinheiten des Gefühlslebens zu verlieren. Er hatte die Thiere beobachtet und sich gewöhnt, in ihnen eine Stufenleiter der göttlichen Schöpfung zu sehen. Deshalb konnte er von Lafontaine sagen: „Wenn seine Fabeln nicht die Geschichte der Menschen wären, so würden sie für mich eine Ergänzung der Thiere sein.“

Obgleich Lamartine viel auf Bernardin hielt, so geht ihm doch die Gabe der Naturbetrachtung gänzlich ab. Seine Heimath ist nicht die Erde, denn sein Blick schweift sehnsuchtsvoll nach einem himmlischen Ideal. Lafontaine theilt darin seine Neigung nicht, und dieser muss es sich, wie wir oben angeführt haben, gesagt sein lassen, dass er die Welt zeigt, wie sie ist.

Digitized by Google

Lamartine wirft dem Fabeldichter nicht vor, Unsittlichkeiten zu lehren oder ausdrücklich böse Beispiele zu erzählen. Er klagt ihn vielmehr an, dass er seine Leser durch Ansteckung entsittlicht, indem er ihnen die Bösen vorführt, dass er die Welt zeigt, wie sie ein selbstsüchtiger und cynischer Philosoph sieht, dass er in dem Kinde die Grossmuth, das Vertrauen und die Gutherzigkeit tödtet, indem er es mitten unter scheinheilige, böse Wesen stellt. Lamartine wendet sich nicht gegen die Moral einer bestimmten Fabel. Er klagt den Geist des Buches an. Wollen wir Lafontaine vertheidigen, so muss die Vertheidigung dem Angriffe entsprechen. Wir müssen zeigen, dass der Geist der Fabeln ein guter ist, dass sie in uns durchaus nicht die edeln und feinen Gefühle ersticken, sondern einen auf unsere sittliche Vervollkommnung gerichteten Einfluss ausüben.

Wenn man jenes strenge Urtheil Lamartine's zum ersten Male liest, so protestirt man innerlich, man fühlt sich beleidigt, einen allgemein beliebten Schriftsteller so behandelt zu sehen. Nichtsdestoweniger ist man bekümmert, man fühlt seinen Glauben an Lafontaine erschüttert. Unwillkürlich ruft man sich einige jener kleinen wohlbekannten Dramen in das Gedächtniss zurück, und man findet, so scheint es wenigstens, den Ausdruck jener kalten Selbstsucht und herzlosen Verspottung, welchen Lamartine tadelt. Diese geizige Ameise, welche die unglückliche Grille vor Hunger sterben lässt und sie noch mit spöttischem Lächeln vor ihrem Ende zum Tanze auffordert, jener falsche Fuchs, der immer boshaft ist, sei es aus Rache, sei es

Digitized by Google

aus irgend einem andern Grunde, ist er nicht das Erzeugniss einer selbstsüchtigen Philosophie?

Lamartine scheint in seinem grausamen Urtheil nur an zwei Fabeln gedacht zu haben. Wenigstens kommen die drei angeführten Namen nur in den ersten beiden Fabeln der Sammlung vor.

Wir wollen aber nicht nur über zwei oder drei Fabeln ein Urtheil fällen, wie es scheinbar Lamartine gethan hat, sondern wir wollen die ganze Sammlung prüfen, und zwar werden wir von unserem speciellen Gesichtspunkte aus die interessantesten Züge derselben aufsuchen und uns nachher bei jenen Fabeln etwas länger aufhalten, welche uns die am meisten charakteristischen erscheinen.

„Die Grille und die Ameise." Das Betragen der Ameise ist vollständig gerechtfertigt, denn man kann von den Arbeitern nicht verlangen, dass sie Faullenzer ernähren. Uebrigens beurtheilt der Dichter die Handlungsweise der Grille nicht näher. Er will nur, dass man sich vor Unvorsichtigkeit hüte. Aber die Antwort der Ameise: „Eh bien, dansez maintenant!" reizt uns zum Lachen. Und dies Lachen ist eine böse That. Man soll dem Kinde nicht einmal erlauben, über das Leiden des Nächsten, selbst wenn es ein verdientes wäre, zu lachen. Indem das Kind zur Vorsicht erzogen werden soll, hat ihm der Dichter das Herz verhärtet. Das Resultat entspricht nicht der Absicht, da es zur Sünde führt.

Die zweite Fabel „Der Rabe und der Fuchs" bietet uns ebenfalls eine Lehre über die Vorsicht, die durch eine Art Niedrigkeit der Seele erkauft wird. Hier ist die Absicht des Dichters augenscheinlich und sehr

Digitized by Google

lobenswerth. Er will, dass wir gegen Schmeicheleien, die wir stets theuer bezahlen müssen, auf unserer Hut seien. Diese Fabel, in der Weise des Aesop erzählt, würde keine Kritik zulassen, wenn Lafontaine ein trockener Erzähler wäre. Aber die Gestalten des Dichters nehmen, selbst wenn sie wenig gezeichnet sind, Leben und Charakter an und rufen unsere Theilnahme oder unsern Widerwillen hervor.

Der Rabe, das Opfer in der Fabel, ist nichts weiter als ein Dummkopf. Für ihn kein Mitleid! Der Dichter empfindet nichts dergleichen. Vom ersten Augenblicke, in dem der Fuchs den eitlen Raben adelt, bis dahin, wo er ihn mit verstellter Kaltblütigkeit „mein guter Herr" nennt, ist er vollkommen charakterisirt. Lafontaine hat augenscheinlich eine Schwäche für den Abenteurer, und wir vergessen, dass er ganz einfach ein Gauner ist. Ist diese Art, eine schändliche Geschicklichkeit mit Vorliebe zu behandeln, vom moralischen Standpunkte aus zu billigen? Wird ein Kind, das Weltklugheit gelernt hat, dieselbe nicht auf Kosten der Geradheit und Rechtschaffenheit erwerben wollen?

In demselben Buche lehrt uns „Der Fuchs und der Storch" denjenigen mit gleicher Münze zu zahlen, die uns einen schlechten Streich gespielt haben. Zwar schliesst der Dichter mit den Worten:

„Trompeurs, c'est pour vous que j'écris;
Attendez-vous à la pareille."

Da aber die Betrüger nicht die einzigen sein werden, welche diese Fabel lesen, so ist es nöthig, auch an die Wirkung zu denken, welche sie auf rechtschaffene Leute hervorbringen kann. Nun handelt aber

Digitized by Google

der Storch nicht, wie ein Biedermann handeln würde, sondern im Geiste eines Grollenden, der erlittenes Unrecht nicht ertragen kann.

Die Fabel von der Fledermaus und den beiden Wieseln schliesst mit dem bekannten Worte:

„Le sage dit, selon les gens:
Vive le roi! vive la ligue!"

Hier ist die Moral selbst unmoralisch. Nehmen wir auch an, dass das Wort ‚sage' nur einen ‚homme avisé' bedeute, die Ausübung des Grundsatzes wird nicht weniger das Verderben der Seele im Gefolge haben.

„La Lice et sa Compagne" lehrt uns Misstrauen und Unbarmherzigkeit unter dem Vorwande, uns zur Vorsicht anzuhalten. Hier werden Edelmuth, Vertrauen und Mitleid einer selbstsüchtigen Fürsorge geopfert.

In der Fabel „l'Astrologue qui se laisse tomber dans un puits" vernimmt man den Spott ohne Mitleid:

„Pauvre bête,
Tandis qu'à peine à tes pieds tu peux voir,
Penses-tu lire au-dessus de ta tête?"

Die armen Einfältigen sind die auserwählten Opfer, und der Dichter verfehlt nicht, den Leser durch ihre wohlverdienten Leiden zu erheitern. Dazu gibt die Fabel vom „Fuchs und Bock" den besten Beleg. Der Fuchs ist mit seinem Freunde, dem Bock, in den Brunnen gestiegen, um zu trinken. Nachdem er getrunken hat, hilft ihm der Bock, der als Leiter dient, aus dem Brunnen. Obgleich er seinem Freunde ver-

Digitized by Google

sprochen hat, ihm beim Heraussteigen behilflich zu sein, macht er sich ohne Gewissensbisse davon und lässt den Bock im Brunnen, der zusehen kann, wie er herauskommt. Als Lehre gibt der Dichter das Wort: „Bedenke bei Allem das Ende.“ Hätte er nicht ein Wort des Tadels gegen das Betragen des Fuchses hinzufügen können? Wir verlangen nicht einmal Mitleid für den Bock, an dessen Dummheit wir gewöhnt sind. Der Dichter denkt nicht daran. „Le renard sort du puits, laisse son compagnon.“ Wenn die Fabel mit diesen Worten endigte, könnte man den Fuchs noch hassen, aber so lässt ihn der Verfasser noch eine Abschiedsrede halten:

„Si le ciel t'eût donné par excellence
Autant de jugement que de barbe au menton,
Tu n'aurais pas, à la légère,
Descendu dans ce puits. Or, adieu; j'en suis hors:
Tâche de t'en tirer, et fais tous tes efforts;
Car, pour moi, j'ai certaine affaire
Qui ne me permet pas d'arrêter en chemin.“

Diese gelungene Verspottung wird durch den Gegensatz zwischen Inhalt und Ton bei der eigenthümlichen Lage des Bockes noch pikanter. Was den Fuchs betrifft, so hatte Boileau Recht zu behaupten:

„Il n'est point de monstre odieux
Qui, par l'art embelli, ne puisse plaire aux yeux.“

Dieser treulose Freund, der seines Erfolges so gewiss ist, macht sich noch ein Vergnügen daraus, seinem Opfer eine Predigt zu halten. Literarisch betrachtet, mag die Fabel ein Kleinod sein, aber sie ist unmoralisch,

Digitized by Google

und die beigefügte Lehre des Dichters ändert daran nichts.

An dem Fuchs, dem Liebling des Dichters, ist kein gutes Haar. Er ist aus Falschheit und Bosheit zusammengesetzt. Wir haben ihn in seiner Niederträchtigkeit gesehen. In der Fabel „le Renard et les Raisins" lügt er zum Vergnügen, einfach um sein Ansehen nicht zu verlieren; und der Dichter findet nichts dabei. Er ist ganz und gar der Meinung seines klugen Helden und schliesst mit der Bemerkung: „Fit-il pas mieux que de se plaindre?" Welche Vorbilder für die Kinder!

Wir könnten unseren Beweis fortsetzen und andere Beispiele anführen, die mehr oder weniger beweisen, wie Lafontaine mit seinen Fabeln mehr schadet als nützt, wie er die Neigungen der Kinder zum Guten erstickt, argwöhnisch macht, das Herz verhärtet und das Mitleid tödtet. Müssen wir nach Allem nicht mit Lamartine gestehen: „La Fontaine était un homme de beaucoup d'esprit, mais un philosophe cynique?"

Noch nicht! Wir haben bisher eine Anklage ausgesprochen. Auf eine Anklage muss eine Vertheidigung folgen. Wir haben verschiedene Fabeln aus der Sammlung herausgenommen, durch welche jener Zug der Selbstsucht und Hartherzigkeit weht; wir haben Thiere gesehen, die sich gegenseitig verspotten, die Geizhälse ohne Mitleid und Nächstenliebe sind, die sich hartherziger zeigen als Menschen. Ist uns aber dabei nicht hie und da ein Zug von Grossmuth, Güte, Treue und Liebe aufgefallen? Allerdings müssen wir den Arbeiter nach seinen Werken beurtheilen, jedoch nach seinen sämmtlichen Werken. Schneiden wir jene Fabeln, die

Digitized by Google

Anstoss erregten, aus dem Ganzen heraus, so bleibt uns noch eine bedeutende Anzahl, an denen wir jene Mängel nicht finden. Ehe wir zu unserem Gegenbeweise schreiten, können wir für den Dichter selbst mildernde Umstände anführen.

Zunächst wissen wir, dass die Gegenstände der Fabeln fast nie vom Dichter selbst sind. Sie sind Bilpay, Aesop, Phädrus und alten französischen Schriftstellern entnommen. Lafontaine hält sich selbst in bescheidener Weise für einen Uebersetzer und Nachahmer dessen, was Andere in Prosa oder in einer ihm fremden Sprache geschrieben haben. Er schafft weder die Personen noch die Thatsachen. Hin und wieder passt er sich sogar dem Geiste seiner Quellen an, nur thut er es mit seinem bewundernswürdigen Talente der Beschreibung und befruchtenden Einbildung. Geleitet von einem vortrefflichen Geschmacke, belebt er seine Personen. Er gefällt sich, dieselben vor unseren Augen sprechen und sich spiegeln zu lassen. Verkleidet in die Haut seiner Thiere, tritt er bald als schlauer Fuchs, bald als furchtsamer Hase, bald als mürrischer Bär vor uns, um mit Wohlgefallen und einer wahrhaft künstlerischen Unbefangenheit die Charaktere vorzuführen, welche die ursprüngliche Fabel nur angedeutet hatte. Wenn er dabei zuweilen die Boshaften mit Vorliebe seinem Griffel unterwirft, so geschieht dies aus künstlerischem Interesse. Er will durch die Zauberkraft seiner Kunst sich unserer Einbildung bemächtigen und uns zu der Theilnahme begeistern, die er selbst besitzt. Allerdings kann dabei die Moral verlieren, wenn die Kunst gewinnt. Folgt aber daraus, dass Lafontaine selbst ein solcher Unhold sei, der in seinem Herzen die Schwä-

Digitized by Google

chen seiner dichterischen Creaturen birgt? Durchaus nicht!

Jeder Mensch hat im Grunde seines Herzens neben den Tugenden, die seinen Charakter ausmachen, die Keime zu entsprechenden Untugenden. So zart diese Keime auch immer sein mögen, sie sind vorhanden und würden sich vielleicht bei einer anderen Erziehung, in einer anderen sittlichen Atmosphäre entwickelt haben. Nun besteht aber die Eigenthümlichkeit eines Genies darin, diesen Keimen durch eine Art Einbildung für einen Augenblick ihre volle Entfaltung zu geben. Das Wenige, was die Seele von einer Tugend oder einem Laster fühlt, genügt, um ihr diese Tugend oder dieses Laster in der ganzen Entwickelung vor Augen zu malen. Diese anschauende Erkenntniss macht den Menschen zum Dichter, durch sie dringt er zu jener ergreifenden Darstellung der Leidenschaften und Tugenden, die er oft selbst nicht besitzt. Diesem dichterischen Genie verdanken wir einen Macbeth, Othello, Lear, Hamlet und Richard III. Unter jenem Einflusse hat Göthe seine Frauencharaktere geschaffen. Es kann uns nicht wundern, dass ein Dichter die Creaturen eines vorübergehenden innern Lebens gern hat, darin verliebt ist. So verschieden sie auch von ihm sein mögen, er stellt sich dennoch während seiner Inspiration in ihnen dar. Doch wäre es eine Ungerechtigkeit, behaupten zu wollen, jene Gestalten wären die leibhaftige Darstellung des Dichters mit seinen Fehlern und Vorzügen. In diesem Falle gäbe es keinen dramatischen Dichter, der nicht zugleich ein abscheuliches Ungeheuer wäre. Lafontaine, der in vielen seiner Fabeln den Fuchs vorführt, hätte gewiss nicht unterlassen, ihn bei einer

Digitized by Google

Begegnung im Leben, so gut er gekonnt hätte, abzufertigen. Die arme Grille hat er hartherzig abgewiesen, weil er die Rolle der Ameise übernommen hatte. Er selbst, der Kapital mit Zinsen verzehrte, hätte nicht das Herz gehabt, ihr Vorwürfe zu machen.

Der Bonhomme hat ferner weder den treulosen, listigen und grausamen Fuchs noch seine Heldenthaten selbst geschaffen. Jahrhunderte vor ihm kannte Alt und Jung „le Renart", „le goupil", welcher der Held einer Menge von Abenteuern war, und von dem die fabliaux die lustigsten Streiche erzählten. Lafontaine hat den Fuchs mit seinem falschen Charakter, seinen bösen Neigungen, der bedauerswerthen Gewohnheit, seinen Opfern zu predigen, dem unversöhnlichen Hass und jener Geflissenheit in Schelmstreichen und Neckereien dem Roman entnommen, der seinen Namen trägt. Wir geben zu, dass die Heldenthaten einer solchen Person nur unvollkommene Sittenpredigten sein können, doch müssen wir zur Entschuldigung des Dichters hinzufügen, dass er nur vorhandenes Material verwerthete.

Ferner vergisst man nur zu oft, dass Lafontaine nicht für Kinder geschrieben hat. Wenn seine Fabeln gefallen, so liegt der Grund davon in der fesselnden Erzählung, der grossen Einfachheit der Handlung und jener wunderbaren Auswahl von Einzelheiten. Lafontaine vermeidet alles Abstracte, er findet für die Sache den besten und bezeichnendsten Ausdruck und wirkt durch die Wahrheit, mit welcher er seine Empfindungen wiedergibt, unwiderstehlich auf das Kindesgemüth. Mit Ausnahme jener für den Herzog von Bourgogne geschriebenen sind sie übrigens nicht für das kleine Volk bestimmt. Wenn man aber ein Buch zu einem

Digitized by Google

Zwecke verwendet, an welchen der Verfasser nicht gedacht hat, so kann man diesem bei einem Misserfolge keinen Vorwurf machen.

Wir gehen noch weiter. Man verlangt mit Unrecht von der Fabel, dass sie stets moralisire.

Es gibt in Wirklichkeit zwei Arten von Fabeln: die eine nimmt sich vor zu unterrichten und will von diesem Gesichtspunkte aus beurtheilt sein, die andere ist einzig und allein Satire. Erstere haben die Fabeldichter des Alterthums gepflegt. Die Erzählungen eines Aesop und Phaedrus sind Lectionen, welche immer mit einer Vorschrift, einem Rath, einer directen oder indirecten Anwendung auf das menschliche Leben schliessen. Das Interesse der Erzählung wird dabei geopfert, denn sie ist Nebensache, die Charaktere werden nur angedeutet, und das Ganze wird zu der Illustration einer Lebensregel. Ganz anders steht es mit den Fabliaux des Mittelalters. Sie dachten ebensowenig daran, Vorschriften zu geben und zu unterrichten, als die griechische Fabel sich dabei aufhielt, Charaktere zu zeichnen. Ihr Zweck ist die Unterhaltung, ihr Mittel die Satire. Sie macht sich nach der Reihe über die Grossen, Könige, Frauen und Priester her, verspottet sie, ist boshaft, ohne Mitleid und hat allerhand witzige Einfälle.

Lafontaine hat Beide zum Vorbilde genommen. Voll von Achtung vor dem klassischen Alterthum, hat er geglaubt seinen Fabeln einen Lehrcharakter geben zu müssen. Doch ist er seinem Princip nicht treu geblieben. Oft werden seine Entwickelungen und Beschreibungen ausserordentlich malerisch, und der Kern

Digitized by Google

der mit Vorliebe behandelten Erzählung ist Satire. Vielleicht hatte der Dichter die aufrichtigste Absicht, Moral zu predigen, aber die Charaktere seines kleinen Personals waren zu bekannt, er musste sie nach ihrer Naturanlage sprechen lassen. Indem aber die Gestalten unter der Hand des Verfassers Leben und Farbe annehmen, geniesst er den Zauber seiner Schöpfung, fühlt sich fortgezogen und führt sie bis zu seinem poetischen Ideal. Wenn die Fabel zuletzt mehr einen satirischen als moralisirenden Charakter hat, so klagen wir weniger den Fabeldichter an, als vielmehr die Natur seiner Thiere, sowie den esprit gaulois, der sie so erscheinen liess. Dieser letztere war es gewesen, welcher jene boshafte, bittere, aber muntere Literatur des Mittelalters geschaffen hatte, die sich in ungläubiger, herzloser Ausgelassenheit unerbittlich mit Frauen, Priestern und Einfältigen belustigte. Lafontaine aber, nicht der gute, empfindsame, sondern der Freund der schlechten Streiche, der schalkhafte, geht direct aus dem gallischen Mittelalter hervor.

Nichtsdestoweniger hat man Lafontaine den Vorwurf gemacht, dass Treulosigkeit, Bosheit, unerbittliche Hartherzigkeit und Selbstsucht in seinen Fabeln in zu verführerischer Gestalt auftreten, die Lasterhaften mit zu viel Geist ausgestattet sind und er ihnen Dank zollt, den sie nicht verdienen. Dass der Dichter dabei unter dem Einfluss seiner Vorgänger gestanden habe, dass er sich habe eher beeinflussen lassen, als dass er dem natürlichen Drange seiner Seele gefolgt sei, ist für uns zunächst eine Vermuthung. Nach einem aufmerksamen Studium der Fabeln dürfte diese Vermuthung zur Gewissheit werden.

Digitized by Google

Man weiss, dass Lafontaine die ersten sechs Bücher seiner Fabeln viel früher veröffentlichte als die folgenden. Beide Sammlungen unterscheiden sich merklich. Die einfachen, ernsten, nüchternen, aber der Form nach vollendeten Fabeln der ersten Bücher sind selten in den letztern. Der Dichter hat eine neue Art der Erzählung gefunden. Das ist weder die Form der griechischen Fabeln, noch die der Fabliaux — das ist eine Plauderei, zu dem die Fabel nur den Vorwand gibt. Er opfert seine Zeit nicht mehr den literarischen Schönheiten, er tändelt im Laufe der Erzählung, unterbricht sie, um philosophische Betrachtungen anzustellen oder Anspielungen und schalkhafte Bemerkungen über Personen zu machen, welche sich deren am wenigsten versehen. Manchmal knüpft er auch eine Unterhaltung mit seinem Leser an und sagt ihm seine Meinung über seine Vorgänger. Die sujets antiques ou gaulois werden seltener. Wenn er noch etliche derselben findet, so behandelt er sie frei. Die feinen, reizenden und unerwarteten Einfälle, von denen diese Fabeln voll sind, ersetzen nicht ganz und gar die Nachlässigkeit im Plane der Anlage.

Obgleich fast keine von ihnen ohne Reiz ist, entbehren sie die äussere Vollkommenheit der ersten Sammlung. Nichtsdestoweniger sind sie eine Charakteräusserung des Dichters und bieten uns Gelegenheit, denselben näher kennen zu lernen, da er in seiner wahren Gestalt vor uns tritt. Er liess sich eben bei Abfassung dieser Fabeln weder von dem Gedanken leiten, ein Kunstwerk zu schaffen, noch hatte er Lust, als Nachahmer aufzutreten.

Lafontaine überweist den Bösen nicht mehr wie

Digitized by Google

früher die dankbaren Rollen. Die geistreichen Schurken und verschmitzten Schelme, deren Typus der Fuchs war, werden durch grausame Personen ersetzt, welche durch ihr gemeines und rohes Auftreten sogleich abstossen.

Es ist interessant, den Rollenwechsel des Fuchses zu verfolgen. Wir sehen ihn in seinen bösen Neigungen in verschiedenen Fabeln wieder. In der Fabel „le Loup et le Renard" (Liv. XI) vergisst er, nachdem er den Wolf hat in den Brunnen steigen lassen, denselben zu verspotten. Er ändert sichtbar seine Natur, denn er ist in der Achtung des Dichters gesunken. Lafontaine fragt in derselben Fabel, weshalb Aesop dem Fuchse habe zugestanden „d'exceller en tours pleins de matoiserie", und findet keinen Grund dafür. Er, der seiner Sache beim Abfangen und Ueberlisten Anderer stets so sicher war, der so wohl verstand, die Narren anzuführen, lässt sich in der Fabel „le Chat et le Renard" von den Hunden fangen und von der Katze verspotten. Quantum mutatus ab illo! Man begreift wirklich, dass er seines Handwerks überdrüssig wird und vorzieht, sich in einen Wolf zu verwandeln (Le Loup et le Renard), d. h. aber die Künste des Geistes aufgeben und einfach ein wildes Thier werden. Dieser letzte Zug zeigt uns auf das Deutlichste, welchen Wechsel der Geist der Fabel erlitt: die boshaften Füchse sind Wölfe geworden.

Lamartine macht Lafontaine den Vorwurf, dass er in seinen Fabeln Selbstsucht, Spott, Geiz und Unbarmherzigkeit vorführt. Allerdings kann die Ausstellung des Lasters, der Bosheit und Sünde auf das Herz nachtheilig wirken. Da jedoch die Fabel das Leben und Treiben der Welt zeigen will, so muss sie die Menschen zeichnen, wie sie sind. In der Welt wächst mit dem

Digitized by Google

Weizen auch das Unkraut, die Tugend neben dem Laster, das Mitleid neben der Herzenshärtigkeit, die Mildthätigkeit neben dem Eigennutz und Geiz. Wir können uns selbst nicht wundern, wenn der Dichter in seiner treuen Wiedergabe dieser irdischen Zeitlichkeit die Sünde unverdiente Triumphe feiern lässt. Seine Welt der Einbildung würde nicht der Wirklichkeit entsprechen, wenn wir das Laster stets bestraft sähen und die Tugend belohnt. Wir verlangen nur, dass uns der Dichter durch die Art und Weise seiner Erzählung nicht zur Nachahmung des Lasters verführt. Das wird er aber nicht, wenn er selbst einen Abscheu dagegen fühlt oder die Erzählung der Art auf uns wirkt, dass wir die Boshaften verachten. Das Laster bleibt unbestraft, nichtsdestoweniger sieht man die Absicht des Dichters, es verhasst und verabscheuungswürdig zu machen, z. B. den Geiz und die Scheinheiligkeit in „le Rat retiré du Monde", die Undankbarkeit in „l'Homme et la Couleuvre".

Mehr als einmal stellt sich der Dichter die Aufgabe, das Laster, das er zeigt, zu brandmarken:

„*Des malheurs qui sont sortis*
De la boîte de Pandore,
Celui qu'à meilleur droit tout l'univers abhorre
C'est la fourbe, à mon avis."

(L'Aigle, la Laie et la Chatte.)

„*Quant aux ingrats il n'en est point*
Qui ne meure enfin misérable."

(Le Villageois et le Serpent.)

In einer grossen Anzahl von Fabeln werden die Missethäter gleichzeitig durch die Moral verurtheilt,

Digitized by Google

durch die Ereignisse bestraft und durch den Dichter verabscheut. Das Laster wird allseitig verfolgt und gegeisselt. In „le Cheval et l'Ane“ und „l'Ane et le Chien“ wird auf diese Weise die Selbstsucht, in „la Grenouille et le Rat“ die Treulosigkeit, in „le Lièvre et la Perdrix“ der Spott, in „le Thésauriseur et le Singe“, in „l'Avare qui a perdu son trésor“ der Geiz, in „le dépositaire infidèle“ die Leichtgläubigkeit, in „Jupiter et le Passager“ die Gottlosigkeit gebrandmarkt.

In gewissen Fällen zeigt sich endlich der Abscheu des Dichters gegen Bosheit, Ungerechtigkeit und Hartherzigkeit in feinen Zügen und blickt hinter einer Art Gleichgiltigkeit hervor. Wir denken dabei besonders an die Fabel vom Wolf und Lamm, in welcher der Bösewicht unter der Feder des Dichters abstossend wird und sein Opfer durch seine Demuth unser Mitleid rührt.

In der Fabel „les Animaux malades de la Peste“ fühlen wir, dass die Theilnahme des Dichters dem unschuldigen Opfer, dem Esel, gilt. Alle übrigen Scheinheiligen erscheinen ihm als elende Creaturen.

Lamartine vergreift sich auch an der Person Lafontaine's. Er soll weder naiv noch gut sein, sondern schroff, kalt und selbstsüchtig. Betrachten wir das Bild des Dichters in dem Spiegel seiner Fabeln. Der Lafontaine der Fabeln unterscheidet sich allerdings von dem der Tradition in einem wesentlichen Punkte. Nach letzterer ist die Naivetät des „bonhomme“ eine zugestandene Sache. Sie ist sprichwörtlich geworden. Wenn aber die Naivetät darin besteht, die Dinge so zu nehmen, wie sie sind, nie Böses zu argwöhnen, noch Bosheit bei Andern zu suchen, stets ohne Umschweife die Wahrheit zu sagen, ohne dabei an einen

Digitized by Google

augenblicklichen Vortheil zu denken, so gibt es in den Fabeln nicht viel Naivetät. Dieser Träumer Lafontaine setzt uns mit seiner Weltkenntniss in Erstaunen. Wenn man ihn in der Ecke des Zimmers eingeschlafen wähnt, so irrt man sich. Er wacht mit geschlossenen Augen, hat Alles gesehen und erinnert sich seiner Beobachtungen gelegentlich. Wir möchten ihn oft schalkhaft, ja boshaft nennen. Seine beissenden Reden sind ganz und gar überlegt. Der Ton der Gutmüthigkeit, in dem sie gehalten sind, ist eine Künstelei. Die Erzählung hebt ruhig an — nimm dich wohl in Acht! Der Dichter hat seinen Pfeil für dich schon bereit, er wartet nur den passenden Augenblick ab. Er wendet sich plötzlich gegen dich und verfehlt nie sein Ziel:

„Un baudet chargé de reliques
S'imagina qu'on l'adorait:
Dans ce penser il se carrait,
Recevant comme siens l'encens et les cantiques.
Quelqu'un vit l'erreur, et lui dit:
Maître baudet, ôtez-vous de l'esprit
Une vanité si folle.
Ce n'est pas vous, c'est l'idole
A qui cet honneur se rend
Et que la gloire en est due.
D'un magistrat ignorant
C'est la robe qu'on salue.“

Anders steht es mit dem Bonhomme als mit dem naiven Lafontaine.

Für den, welcher die Fabeln Lafontaine's aufmerksam gelesen hat, wird die Gutmüthigkeit desselben keinem Zweifel unterliegen. Sein gefühlvolles Herz gedenkt gern der Kleinen, Schwachen und

Digitized by Google

Armseligen. Er kennt die Welt, in der die Schwachen eine Beute der Starken werden. Mitleidsvoll nimmt er sich deshalb des Rohres an, während sich die starke Eiche seiner Sympathie nicht zu erfreuen hat.

„Hélas! on sait que de tout temps
Les petits ont pâti des sottises des grands.“ . . .

Diese Idee kehrt unter anderer Gestalt wieder. Die arme Spinne ist wegen der Nähe der Schwalbe fast verhungert. Sterbend wendet sie sich im Gebet an Jupiter. Doch scheinen selbst die Götter den Starken hold zu sein. Ehe Jupiter nur ein Lebenszeichen von sich gegeben, entführt die Schwalbe im Vorüberfliegen das Gewebe,

„Et l'animal pendant au bout.“

Der scherzende Ton in den Schlussversen der Fabel kann nicht ganz die Trauer über das Loos der Kleinen dieser Welt verbergen. Der Dichter sagt:

„Jupin pour chaque état mit deux tables au monde;
L'adroit, le vigilant et le fort sont assis
A la première; et les petits
Mangent leur reste à la seconde.“

Der Esel ist, trotz seiner äussern Gestalt und seiner Geistlosigkeit, ein Liebling des Dichters. Er gehört zu den Kleinen und Verachteten und geniesst deshalb in der Fabel „les Animaux malades de la Peste“ die volle Sympathie Lafontaine's, der ihn ungeachtet seiner geringen Bildung zum Helden des Dramas macht. Die Bitte des Esels an das Pferd

Digitized by Google

in „l'Ane et le Cheval“ ist rührend. Ein ander Mal wird sogar sein Mangel an Liebe entschuldigt:

„Car il est bonne créature.“

Ja der Dichter stattet ihn sogar mit Verstand und Geist aus und lässt ihn spöttisch erwidern:

„Notre ennemi c'est notre maître;
Je vous le dis en bon français.“

Dieser bescheidene Held, den, neben seiner Ehrbarkeit und seinem Biedersinn, seine Geduld im Leiden empfehlen, bildet ein eigenthümliches Seitenstück zum Fuchse. Der Name Fuchs erinnert uns an die ausserordentliche Nachsicht des Dichters für ihn. Während jedoch Lafontaine sehr leicht einen Missbrauch der geistigen Befähigung verzeiht, lassen ihn Ausbrüche der rohen Gewalt nie gleichgiltig. Die Opfer der Gemeinheit und Barbarei bewegen sicherlich immer sein Herz. Oft gehört ein sehr aufmerksamer Leser dazu, um jenes Wort und jene Wendung, welche das Mitleid in zartester Schattirung andeuten, zu verstehen.

„Le cerf est reconnu; chacun prend un épieu;
Chacun donne un coup à la bête,
Ses larmes ne sauraient la sauver du trépas.“

(L'Oeil du Maître.)

„Mortellement atteint d'une flèche empennée,
Un oiseau déplorait sa triste destinée
Et disait, en souffrant un surcroît de douleur.“ . . .

(L'Oiseau blessé d'une flèche.)

Der Adler hat Jeannot Lapin entführt; auf die Einmischung der Schnecke hat er nur mit einem

Digitized by Google

brutalen Flügelschlage geantwortet; er verdient dafür gestraft zu werden. Als ihm aber die Schnecke in ihrer Rache seine Eier zerbricht,

„Ses œufs, ses tendres œufs, sa plus douce espérance",

fühlt der Dichter Mitleid für den Gestraften.

Der Löwe, der Schrecken der Wälder, ist in den Fabeln nicht immer tyrannisch und grausam. Er ist der Vertreter der Hochherzigkeit, Grösse, Erhabenheit und Macht. Als Herrscher kennt er die Angelegenheiten seines Reiches wie Ludwig XIV. Vorsorglich und berechnend, verwaltet und organisirt er und kann selbst einen Louvois entbehren. Er hält Kriegsrath, entsendet seine Gerichtsvollstrecker, weist Jedermann seinen Platz im Reiche an, kennt die Talente des Einzelnen und weiss auch den geringsten seiner Unterthanen zu verwenden. Als die ohnmächtige Maus sich unter seinen Klauen befindet, wartet er nicht, bis sie um Gnade flehet, er ist edelmüthig und lässt sie leben. Als der Löwe alt und schwach wird, ergreift den Dichter das Mitleid, denn er hat die sich erniedrigende Grossmuth nicht vergessen und verneigt sich vor der Majestät, welche man beschimpft. Der Dichter muss seine grosse Seele bewundern und vergisst die Ungerechtigkeiten einer despotischen Laune, als er Zeuge der erhabenen Grösse des Sterbenden ist.

Lafontaine dehnt die poetische Weichheit und Empfindsamkeit sogar auf die Pflanzenwelt aus. Er empfindet Mitleid für den Obstbaum und ruft aus:

„Gater jusqu'aux boutons, frèle et douce espérance."

Digitized by Google

Entrüstet über den Bauer, der es wagt, den Baum zu fällen, sagt er:

„Que ne l'émondait-on sans prendre la cognée?
De son tempérament il eût encore vécu."

In seiner Liebe zur Natur fühlt er die geheimnissvolle Anziehung der Wälder und sagt:

„Solitude où je trouve une douceur secrète."

Lafontaine setzt in seinen Fabeln die Weisheit mit Recht über irdischen Reichthum (Les Souhaits), welcher nie die Zufriedenheit geben kann (Le Savetier et le Financier oder Le Rat de Ville et le Rat des Champs). Wie sehr er auch die Gemüthlichkeit und Bequemlichkeit liebt, so will er sie dennoch nicht auf Kosten seiner Unabhängigkeit kaufen (Le Loup et le Chien). Ein einfaches Leben und eine bescheidene Stellung sagen ihm mehr zu als Titel und hohe Stellungen. (Le Berger et le Roi, les deux Mulets, Combat des Rats et des Belettes.) Als Freund der Geradheit und Ehrlichkeit sind ihm solche Höflinge zuwider, die den Mantel nach dem Winde hängen und anders scheinen, als sie sind. Unerträglich ist ihm „Porter habit de deux paroisses".

Verstellungen der Eitelkeit (Le Geai paré des plumes du Paon) und Falschheit sind ihm verhasst:

„Arrière ceux dont le bouche
Souffle le chaud et le froid."

Ein Verbrecher, der offen seine Sünden bekennt, ist ihm lieber als ein süsslicher Scheinheiliger, denn

„Quiconque est loup, agisse en loup".

Digitized by Google

Sein Herz wird bewegt, als er von der mütterlichen Aufopferung des Rebhuhnes spricht:

„Quand la perdix
Voit ses petits
En danger, et n'ayant qu'une plume nouvelle
Qui ne peut fuir encore par les airs le trépas,
Elle fait la blessée, et va traînant de l'aile,
Attirant le chasseur et le chien sur ses pas,
Détourne le danger, sauve ainsi sa famille.“ . . .

(Les deux Rats, le Renard et l'Oeuf.)

Den ersten Platz in der Seele Lafontaine's wie in seinen Fabeln nimmt aber die Freundschaft ein. Wir sehen sie geboren werden in „la Colombe et la Fourmi“, wir finden sie muthig und aufopfernd in „l'Aigle et l'Escarbot“. Das sind aber nur Skizzen. Die wahren Gemälde erscheinen in den letzten Büchern. Dort finden wir „les deux Amis“. Es ist unmöglich, aufmerksamer, gefälliger und aufopfernder zu sein als diese.

„Qu'un ami véritable est une douce chose!
Il cherche vos besoins au fond de votre cœur.“

Noch besser ist dem Dichter das Gemälde in jenem kleinen, sehr bekannten Drama: „les deux Pigeons“ gelungen. Jeder Vers athmet Wärme der Empfindung, jedes Wort vermehrt die unvergleichlichen Reize. Wie zärtlich sind jene Vorwürfe, wie rührend der Abschied!

Muthig handelnd tritt die Freundschaft in „le Corbeau, la Gazelle, la Tortue et le Rat“ auf.

Man kann sich nicht wundern, dass der, welcher in seinem Leben so unzählige Beweise der Freundschaft erfahren hatte, in seinen Versen davon zu reden ver-

Digitized by Google

stand. — So sieht der Mann aus, dessen Herz Lamartine hart, trocken, selbstsüchtig und cynisch geschildert hatte. Doch wollen wir uns nicht gänzlich gegen die Schwächen des Dichters verschliessen. Ihm fehlte weder eine natürliche Gutmüthigkeit, noch Edelmuth oder Feinheit der Empfindung. Sein grosser Fehler war der Mangel an Energie und Ausdauer. Seht ihn als Mann oder Greis vor seiner Bekehrung in der Mitte seiner Freunde, welche ihm Strafpredigten halten! Er lässt sich Alles gefallen wie ein grosses Kind und verspricht, in Zukunft artig zu sein. Doch weiss er, dass er sein Versprechen nicht halten kann. Sehnsüchtig schaut er nach der Thür, die ihn von seinen Moralpredigern trennen wird. Hat er sie erst im Rücken, so bleibt Alles beim Alten. Er besitzt nicht die Energie des Willens und lässt sich gehen. Wenn er sich auf eine fast unhöfliche Weise aus der Gesellschaft entfernt oder eine unpassende Antwort gibt, so ist das kein Mangel an Mutterwitz. Es fehlt ihm an Aufmerksamkeit, und er lässt sich gehen.

Wenn er in seinen Fabeln der Bosheit seine Zeit widmet, so geschieht es nicht deshalb, weil er sie liebt und selbst boshaft ist. Nein, sie gibt ihm zu Auseinandersetzungen Gelegenheit, die er liebt. Er lässt sich gehen. Wenn er sich über etwas lustig macht, so nimm das nicht übel, es ist ihm ein Epigramm eingefallen, das er gern verwerthen möchte. Wenn er sich nicht um die Erziehung seines Sohnes kümmert, so ist das ein Mangel an moralischer Kraft. Er kennt die Pflichten eines Vaters, doch ist er froh, als sich Jemand findet, der ihm dieser Pflichten enthebt. Lafontaine war ein geistreicher Dichter mit gefühlvollem

Digitized by Google

Herzen, aber es fehlte ihm die Kraft, mit Ausdauer nach einem höheren sittlichen Ziele zu streben.

Was aber die Moral der Fabeln betrifft, so vergisst man zu oft, dass sie kein Erziehungsbuch sein wollen. Lafontaine schrieb dieselben zum grossen Theil für Erwachsene. Dennoch übt die Mehrzahl derselben einen unwiderstehlichen Reiz auf das Kindesgemüth aus. Wir empfehlen deshalb besonders jene Fabeln, welche durch ihren ausgesprochenen Hass gegen die Sünde moralisirend auf das Herz wirken können, oder durch die Art der Erzählung den Leser über den Standpunkt des Dichters dem Laster gegenüber nicht im Zweifel lassen. Auf den Kindesgeist üben die scheinbar flüchtigsten Eindrücke einen Einfluss aus, jahrelang behält er sie oft in ungetrübter Klarheit, man muss deshalb mit dem vorsichtig sein, was man ihm bietet. Allerdings können wir keine neue Tugendwelt herstellen, das Kind soll auch wissen, dass die Sünde da ist und selbst triumphirt. Aber es muss sehen, wie Andere die Sünde verabscheuen, und sich gewöhnen, sie zu meiden.

Lafontaine und Lessing.

Frau v. Staël sagt in ihrem Werke über Deutschland: „Die deutschen und französischen Schriftsteller

Digitized by Google

sind gegenseitig ungerecht, doch sind die Franzosen dabei schuldiger als die Deutschen; sie urtheilen ohne Kenntniss, oder sie untersuchen mit Vorurtheil. Die Deutschen sind viel unparteiischer. Der Schatz der Kenntnisse verschafft ihnen eine Mannigfaltigkeit der Ansichten, welche dem Geiste die Nachsicht gibt, welche aus der Universalität geboren wird. Die talentvollen Menschen aller Länder sind geschaffen worden, um sich gegenseitig zu verstehen und zu achten. Man erinnert sich der Fabel Lafontaine's, in welcher der Storch nicht vom Teller essen kann, noch der Fuchs aus der Flasche. Der vollkommenste Gegensatz zeigt sich zwischen Geistern, welche sich in der Einsamkeit entwickelt haben, und denjenigen der Gesellschaft. Die Eindrücke von aussen und die Sammlung der Seele, die Menschenkenntniss und das Studium der Ideen, die Praxis und die Theorie geben ganz entgegengesetzte Resultate. Die Literatur, Kunst und Religion der beiden Völker bezeugen diesen Unterschied, und der Rhein trennt zwei intellectuelle Gebiete, welche sich nicht weniger als die beiden Länder gegenseitig fremd sind."

Seitdem Korinna deutsche Schriftsteller durch ihren Geist und ihre Reize entzückte, hat sich in dem Verhältniss jener beiden Nachbarländer Vieles geändert. Wie weit sich ihre Aeusserung über deutsche und französische Dichter bewahrheitet, werden wir an Lessing's Kritik über Lafontaine sehen.

Lessing wollte der modernen Welt den Geist des Alterthums in Literatur und Leben wieder einflössen. Um diesen Zweck zu erreichen, kämpfte er gegen die drohende Unterordnung unserer Nation unter die Engländer und gegen die Abhängigkeit vom französischen

Digitized by Google

Geschmack, dessen Einfluss unsere nationale Eigenthümlichkeit zu ersticken drohte. Er wollte jene knechtische Nachahmung abschütteln und jene lächerliche Götzendienerei abschaffen, die vor den französischen Reizen niederkniete. Mit Talent und Ausdauer suchte er deshalb nach anderen Quellen, in denen so viele Schriftsteller nach ihm eine wahre volksthümliche Begeisterung schöpften. Wir können jedoch nicht umhin, ihm hierbei einen Vorwurf zu machen. Lessing's philologische Werke sind voll von Gelehrsamkeit, haben aber nicht in der Untersuchung der Dinge ihren letzten Zweck. Bei ihm steht das Suchen der Wahrheit höher als der Besitz derselben. Dass er das Ringen und Laufen nach einem gesteckten Ziele höher achtet als das Ziel selbst, gibt seinen Werken den Anstrich der Unruhe und Polemik. Es lässt sich darin eine Dissonanz vernehmen, die uns einen höhern Genuss verleidet. Seine Auslassungen über Gottsched, Klopstock, Lange, Weisse, Hagedorn, Gellert und Lichtwer zeugen von einer ausserordentlichen Schärfe des Geistes, können aber eine gewisse Bitterkeit nicht verbergen.

Lessing glaubte die Fabel auf ihren Ursprung zurückgeführt zu haben. Durch ausserordentliche Forschungen war er auf das Wesen der Fabel hindurchgedrungen und hatte in der Einfachheit und Kürze die Art der Anwendung gefunden, in welcher ihm Aesop als Muster diente. Nun ist aber bekanntlich eine aesopische Fabel einer Fabel Aesop's von Lafontaine in Versen gesetzt eben so unähnlich wie eine griechische Tragödie einer französischen Tragödie mit griechischer Fabel. Diese Thatsache bringt Lessing gegen Lafontaine und seine deutschen Nachahmer in

Digitized by Google

den Harnisch. Mit Entrüstung wendet er sich gegen die blumenreichen Abwege der Neuerer, stellt geistreiche Grundsätze über den Apolog auf und führt dieselben in kurzer, treffender Weise ohne poetischen Schmuck praktisch aus.

Die erste der fünf Abhandlungen Lessing's über die Fabel handelt von dem Wesen derselben. Um zu einer richtigen Erklärung des Begriffes Fabel zu kommen, wendet sich der geistreiche Kritiker zunächst gegen De la Motte, welcher sagt: La Fable est une instruction déguisée sous l'allégorie d'une action. (Discours sur la Fable.) Lessing hat dreierlei an dieser Erklärung auszusetzen. Er meint, dass die Fabel nicht blos eine allegorische Handlung, sondern die Erzählung einer solchen Handlung sei; 2. dass das Wort Allegorie nicht in die Erklärung gehöre, da die Fabel nur dann allegorisch sei, wenn man dem erdichteten einzelnen Falle, den sie enthalte, einen andern ähnlichen Fall, der sich zugetragen habe, entgegenstelle; 3. dass das Wort Lehre (instruction) zu unbestimmt und allgemein sei.

Hierauf richtet sich Lessing gegen Richer, der ein wenig besser als De la Motte erzählt, in der Erfindung aber weit unter ihm steht. Die Erklärung der Fabel dieses französischen Fabulisten lautet: La Fable est un petit Poëme qui contient un précepte caché sous une image allégorique. (Fables nouvelles, Préface p. 9.) Diese Erklärung, die offenbar eine neue, verschlechterte Ausgabe der Erklärung De la Motte's ist, genügt natürlich Lessing noch viel weniger.

Batteux, gegen den sich unser Kritiker hierauf wendet, erwähnt in seiner Erklärung weder die Vor-

Digitized by Google

schrift (instruction), noch die Lehre oder Regel (précepte). Er erklärt die Fabel kurzweg durch die Erzählung einer allegorischen Handlung. L'Apologue est le récit d'une action allégorique (Principes de Littérature, Tome II, I. Partie, p. V). Da aber ferner eine Handlung nach Batteux eine Unternehmung ist, die mit Wahl und Absicht geschieht und nur vernünftigen Wesen zukommt, so würden sehr wenige von den existirenden Fabeln auf ihren Titel Anspruch machen können.

Hieran schliesst Lessing die Entwickelung des Begriffes Fabel, die zu folgendem Resultat führt: Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit ertheilen und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heisst diese Erdichtung eine Fabel.

Die Fabel ist also das Mittel, einen allgemeinen Erfahrungssatz zu einer individuellen Erfahrung zu machen. Man könnte vielleicht die Sache auch umkehren und sagen: Sie ist das Mittel, eine persönliche Erfahrung zu einem allgemeinen Erfahrungssatze zu erheben. Beide Erklärungen gehen von der falschen Voraussetzung aus, dass sich die Fabeln systematisch bilden. Die Fabel entsteht auf einmal, denn der Fabeldichter ist nicht auf der Suche eines individuellen Ereignisses, an das er einen allgemeinen Erfahrungssatz mit einer in die Augen springenden Moral knüpfen will. Der Componist denkt in Tönen, der Dichter in Bildern und Tönen. Die Bilder strömen ihm zu, ebenso wie Vers und Reim ihn tragen, ihn inspiriren,

Digitized by Google

nicht hemmen und lähmen. Rhythmus und Reim sind die Musik; das Bild ist die Malerei der Sprache. Erst Sache der hinzutretenden Kritik ist es, zum Zwecke eines weiteren Studiums zu trennen und zu scheiden.

In der zweiten Abhandlung gibt uns Lessing die Ursache an, warum der Fabulist Thiere oft zu seiner Absicht bequemer findet als die Menschen. Wenn die Fabel die Thiere als handelnde Personen auftreten lässt, so thut sie es, weil die Thiere einen unveränderlichen, von aller Welt gekannten Charakter haben. Mögen die Personen der Geschichte „Britannicus und Nero" in ihren Charakteren noch so bekannt sein, nie werden sie von Allen so gekannt werden wie der Löwe, der Esel, der Fuchs oder der Wolf. Diese Wörter, welche stracks ihre gewissen Bilder in uns erwecken, sagt Lessing, befördern die anschauende Erkenntniss, die durch jene Namen, bei welchen auch die, denen sie nicht unbekannt sind, gewiss nicht alle vollkommen eben dasselbe denken, verhindert wird. Um die umständliche Charakterisirung zu vermeiden, bei welcher es doch noch immer zweifelhaft ist, ob sie bei allen die nämlichen Ideen hervorbringt, war man gezwungen, sich lieber in die kleine Sphäre derjenigen Wesen einzuschränken, von denen man es zuverlässig weiss, dass auch bei den Unwissendsten ihren Benennungen diese und keine andere Idee entspricht. Es ist dies die grössere Charakterbestimmtheit der Thiere, die gleichsam in einer einzigen Eigenschaft aufgeht. Der Fuchs vertritt die List, der Wolf den Räubersinn, das Lamm die Sanftmuth. Jedes dieser Thiere repräsentirt wenigstens eine Eigenschaft in einem so hervorragenden Masse, dass die

Digitized by Google

Fabel es wagen kann, das Thier für diese Eigenschaft zu setzen. Der Mensch eignet sich nicht zu solchen bildlichen Abbreviaturen des Begriffes, weil er der Träger einer Fülle von Eigenschaften ist. Endlich aber verhalten wir uns bei Anhörung der Thiergeschichten viel objectiver, da unser Gemüth nicht so in Mitleidenschaft gezogen wird wie bei Vorgängen aus dem Menschenleben. Unser Urtheil beim Geschick der Thiere wird weniger durch Gefühlsregungen, Theilnahme oder Abscheu, Liebe oder Hass verdunkelt.

Alles, was Lessing über die Unveränderlichkeit der Thiernatur sagt, die so ausgezeichnete Persönlichkeiten für die Fabel liefert, ist unbestreitbar, und Lafontaine würde, so weit man aus seinen Fabeln urtheilen kann, der erste gewesen sein, welcher die Ausführungen und Begründungen unseres Landsmannes unterschrieben hätte.

Anders verhält es sich mit den Ansichten der beiden Dichter über den Vortrag der Fabeln.

Lessing widmet demselben seine vierte Abhandlung. Er sagt dort: „Wie soll die Fabel vorgetragen werden? Ist hierin Aesopus, oder ist Phädrus, oder ist Lafontaine das wahre Muster?

Es ist nicht ausgemacht, ob Aesopus seine Fabeln selbst aufgeschrieben und in ein Buch zusammengetragen hat. Aber das ist so gut als ausgemacht, dass, wenn er es auch gethan hat, doch keine einzige davon durchaus mit seinen eigenen Worten auf uns gekommen ist. Ich verstehe also hier die allerschönsten Fabeln in den verschiedenen griechischen Sammlungen, welchen man seinen Namen vorgesetzt hat. Nach diesen zu urtheilen, war sein Vortrag von der

Digitized by Google

äussersten Präcision; er hielt sich nirgends bei Beschreibungen auf, er kam sogleich zur Sache und eilte mit jedem Worte zu Ende; er kannte kein Mittel zwischen dem Nothwendigen und Unnützen. So charakterisirt ihn De la Motte und richtig. Diese Präcision und Kürze, worin er ein so grosses Muster war, fanden die Alten der Natur der Fabel auch so angemessen, dass sie eine allgemeine Regel daraus machten. Theon unter andern dringt mit den ausdrücklichsten Worten darauf.

Auch Phädrus, der sich vornahm, die Erfindungen des Aesop in Versen auszubilden, hat offenbar den festen Vorsatz gehabt, sich an diese Regel zu halten, und wo er davon abgekommen ist, scheint ihn das Silbenmass und der poetischere Styl, in welchen uns auch das allersimpelste Silbenmass wie unvermeidlich verstrickt, gleichsam wider seinen Willen davon abgebracht zu haben.

Aber Lafontaine? Dieses sonderbare Genie! Lafontaine! Nein, wider ihn selbst habe ich nichts, aber wider seine Nachahmer, wider seine blinden Verehrer! Lafontaine kannte die Alten zu gut, als dass er nicht hätte wissen sollen, was ihre Muster und die Natur zu einer vollkommenen Fabel erforderten. Er wusste es, dass die Kürze die Seele der Fabel sei; er gestand es zu, dass es ihr vornehmster Schmuck sei, ganz und gar keinen Schmuck zu haben. Er bekannte mit der liebenswürdigsten Aufrichtigkeit, dass man die zierliche Präcision und die ausserordentliche Kürze, durch die sich Phädrus so sehr empfehle, in seinen Fabeln nicht finden werde. Es wären dieses Eigenschaften, die zu erreichen ihn seine Sprache zum

Digitized by Google

Theil verhindert hätte, und blos deswegen, weil er den Phädrus darin nicht nachahmen könne, habe er geglaubt, qu'il fallait en récompense égayer l'ouvrage plus qu'il n'a fait. „Alle die Lustigkeit," sagt er, „durch die ich meine Fabeln aufgestützt habe, soll weiter nichts als eine etwaige Schadloshaltung für wesentlichere Schönheiten sein, die ich ihnen zu ertheilen zu unvermögend gewesen bin." — Welch' Bekenntniss! In meinen Augen macht ihm dieses Bekenntniss mehr Ehre, als ihm alle seine Fabeln machen! Aber wie wunderbar ward er von dem französischen Publikum aufgenommen! Es glaubte, Lafontaine wolle ein blosses Compliment machen, und hielt die Schadloshaltung unendlich höher als das, wofür sie geleistet war. Kaum konnte es auch anders sein; denn die Schadloshaltung hatte allzuviel Reizendes für die Franzosen, bei welchen nichts über die Lustigkeit geht. Ein witziger Kopf unter ihnen, der hernach das Unglück hatte, hundert Jahre witzig zu bleiben, meinte sogar, Lafontaine habe sich aus blosser Albernheit (par bêtise) dem Phädrus nachgesetzt, und De la Motte schrie über diesen Einfall: Mot plaisant, mais solide!

Unterdessen da Lafontaine seine lustige Schwatzhaftigkeit durch ein so grosses Muster, als ihm Phädrus schien, verdammt glaubte, wollte er doch nicht ganz ohne Bedeckung von Seiten des Alterthums bleiben. Er setzte also hinzu: „Und meinen Fabeln diese Lustigkeit zu ertheilen, habe ich um so viel eher wagen dürfen, da Quintilian lehrt, man könne die Erzählungen nicht lustig genug machen (égayer). Ich brauche keine Ursache hiervon anzugeben; genug, dass es Quintilian sagt." Ich

Digitized by Google

habe wider diese Autorität zweierlei zu erinnern. Es ist wahr, Quintilian sagt: Ego vero narrationem ut si ullam partem orationis, omni, qua potest, gratia et venere exornandum puto. (Quinctilianus Inst. Orat. lib. IV. cap. 2); und dieses muss die Stelle sein, worauf sich Lafontaine stützt. Aber ist diese Grazie, diese Venus, die er der Erzählung so viel als möglich, obgleich nach Massgebung der Sache, zu ertheilen befiehlt, ist dieses Lustigkeit? Ich sollte meinen, dass gerade die Lustigkeit dadurch ausgeschlossen werde. Doch der Hauptpunkt ist hier dieser: Quintilian redet von der Erzählung des Factum in einer gerichtlichen Rede, und was er von dieser sagt, zieht Lafontaine wider die ausdrückliche Regel der Alten auf die Fabel. Er hätte diese Regel unter anderm bei dem Theon finden können.

Dem Lafontaine vergebe ich den Missbrauch dieser Autorität des Quintilianus gar gern. Man weiss ja, wie Franzosen überhaupt die Alten lesen! Lesen sie doch ihre eigenen Autoren mit der unverzeihlichsten Flatterhaftigkeit. Hier ist gleich ein Exempel! De la Motte sagt von Lafontaine: Tout original qu'il est dans les manières, il était admirateur des anciens jusqu'à la prévention, comme s'ils eussent eté ses modèles. La brièveté est l'âme de la fable, et il est inutile d'en apporter des raisons, c'est assez que Quintilien l'ait dit. (Discours sur la fable p. 17.)

Man kann nichts verstümmelter anführen, als De la Motte hier den Lafontaine anführt. Lafontaine legt es einem ganz andern Kunstrichter in den Mund, dass die Kürze die Seele der Fabel sei, oder spricht es vielmehr in seiner eigenen Person; er beruft sich nicht

Digitized by Google

wegen der Kürze, sondern wegen der Munterkeit, die in den Erzählungen herrschen solle, auf das Zeugniss Quintilian's und würde sich wegen jenes sehr schlecht auf ihn berufen haben, weil man jenen Ausspruch nirgends bei ihm findet.

Ich komme auf die Sache selbst zurück. Der allgemeine Beifall, den Lafontaine mit seiner munteren Art zu erzählen erhielt, machte, dass man nach und nach die äsopische Fabel von einer ganz andern Seite betrachtete, als sie die Alten betrachtet haben. Bei den Alten gehörte die Fabel zu dem Gebiete der Philosophie, und aus diesem holten sie die Lehrer der Redekunst in das ihrige herüber. Aristoteles hat nicht in seiner Dichtkunst, sondern in seiner Rhetorik davon gehandelt; und was Aphthonius und Theon davon sagen, das sagen sie gleichfalls in Vorübungen der Rhetorik. Auch bei den Neueren muss man das, was man von der äsopischen Fabel wissen will, durchaus in Rhetoriken suchen, bis auf die Zeiten des Lafontaine. Ihm gelang es, die Fabel zu einem anmuthigen, poetischen Spielwerke zu machen; er bezauberte, er bekam eine Menge Nachahmer, die den Namen eines Dichters nicht wohlfeiler erhalten zu können glaubten, als durch solche in lustigen Versen ausgedehnte und gewässerte Fabeln; die Lehrer der Dichtkunst griffen zu, die Lehrer der Redekunst liessen den Eingriff geschehen; diese hörten auf, die Fabel als ein sicheres Mittel zur lebendigen Ueberzeugung anzupreisen, und jene fingen dafür an, sie als ein Kinderspiel zu betrachten, das sie so viel als möglich auszuputzen uns lehren müssten. — So stehen wir noch."

Mit seiner ihm eigenthümlichen Lebhaftigkeit,

Digitized by Google

Klarheit und Bestimmtheit setzt Lessing hier den Franzosen zu, und da er mit Thatsachen rechnet, so hält es schwer, ihm einen Irrthum zu beweisen. Ein Punkt ist es, in dem wir uns mit ihm nicht einverstanden erklären können.

Lessing behauptet, Lafontaine habe die Fabel dem Gebiete der Rhetorik entführt, um sie der Dichtkunst dienstbar zu machen. Wir glauben dagegen, dass die Fabel nie der ersteren angehört hat. Ihr Ursprung geht vielmehr bis in jenes Volksbewusstsein zurück, dessen Gegenstand die Zusammengehörigkeit der Thier- und Menschenwelt ist. In der Heldensage bezieht sich dies Bewusstsein auf gemeinsame Helden und Ahnen, im Mythus auf Naturwesen und Naturkräfte, in der Thiersage und dem Thierepos auf die Beziehungen zu den Thieren, die ebenso wie die Naturkräfte und Elemente als Personen aufgefasst wurden. Nun ist aber von Jacob Grimm und Anderen hinreichend nachgewiesen worden, dass die Thiersage ihrem Wesen nach in ihrem Ursprunge sich selbst unbewusste Naturpoesie ist, die auf gegebenen Verhältnissen und Zuständen, auf einem eigenthümlichen Organismus des Volksgeistes ruht und zu dessen Bedürfnissen gehört.

Aus der Thiersage entwickelt sich bei ihrem Erlöschen unter dem Einfluss der Kunstpoesie die Thierfabel. Alle Völker haben einmal das Naturgefühl, welches ebenso mit den Thieren zu leben weiss, wie es die Thiere an dem eigenen menschlichen Leben Theil nehmen lässt, besessen, doch ist es bei den meisten erloschen, so dass sich kein Thierepos hat bilden können. Nichtsdestoweniger haben sich im

Digitized by Google

Volksmunde Reste der Thiersage erhalten, welche die menschliche Vernunft als Stoffe ergriff und mit Hülfe der Kunstpoesie zu Gleichnissen für menschliche Zustände behandelte. Aus der absichtslosen Darstellung der thierischen Handlung wurde eine Erzählung, die sich mit klarem Bewusstsein auf ein bestimmtes Ziel richtet. Indem aus der vielfacher Anwendung fähigen Thiersage eine Anwendung gezogen und ausgedrückt wurde und sich die epische Ruhe und Breite in anschauliche Kürze verwandelte, wurde aus dem Thierepos die Fabel geboren.

Die Griechen, welchen das Eingehen auf die Natur von jeher fremd war, haben das Thierepos ganz vernachlässigt, doch haben sie das Verdienst, die Fabel, die wir unter dem Namen äsopische kennen, gepflegt und ausgebildet zu haben. Bei uns laufen beide Schöpfungen, Thierepos und Thierfabel, wie Mutter und Tochter neben einander. Naturwahrheit ist ihr gemeinsames Erkennungszeichen; während aber Ruhe, Breite und Fülle die Mutter charakterisiren, soll sich die Tochter durch Kürze und Knappheit auszeichnen. Bei den Franken begegnen wir deutlichen Spuren der Thiersage im 7. Jahrhundert (Fredegar's Chronik). Von ihnen pflanzte sie sich über den Rhein nach Lothringen, Flandern und Nordfrankreich fort. In diesen Gegenden erfolgte ihre vorzüglichste Ausbildung und ihre älteste poetische Gestaltung. Die drei bekannten frühesten dieser Gestaltungen sind in lateinischer Sprache abgefasst; das älteste und am wenigsten bedeutende mit dem Titel „Ecbasis cujusdam captivi" enthält ein Stück echter Thiersage in eine andere Fabel eingerahmt und ist vermuthlich von einem jungen Mönch aus Tull (Toul)

Digitized by Google

ungefähr gleichzeitig mit dem „Waltharius“ in Hexametern abgefasst (J. Grimm's und Schmeller's Gedichte des 10. und 11. Jahrhunderts, Voigt, Strassburg 1875). Eine weitere der Thiersage angehörige Dichtung entstand im 12. Jahrhundert von geistlicher Hand in Distichen unter dem Namen Isengrimus, der vom kranken Löwen und der Betfahrt der Gemse berichtet. Um 1150 gab der nordflandrische Magister Nivardus dieselben Begebenheiten mit zehn andern Geschichten aus dem Thierleben in dem in lateinischen Distichen geschriebenen Reinardus vulpes heraus (Mone, Stuttg. 1832). Gegen das Ende des 12. Jahrhunderts, im 13. und 14. folgt noch eine Reihe französischer Gedichte als Bearbeitungen des Thierepos, die 27 branches oder Erzählungen umfassen. In Frankreich übersetzte ferner im Anfange des 13. Jahrhunderts Perrot de Saint-Cloud den Roman du Renard in Verse. Diese in nationaler Färbung gehaltene Nachahmung des Buches von Calila bildet den Uebergang der Thiersage zur Thierfabel. Das 13. Jahrhundert ist demnach als das Geburtsjahr der Fabel für Frankreich anzusehen. Marie de France gab um diese Zeit ihren „Ysopet“ heraus, dem noch zwei Bearbeitungen lateinischer Fabeldichter mit demselben Titel folgten. Wichtiger als diese „Ysopets“ („petit Ésope“) ist in der Geschichte der Fabel die im 16. Jahrhundert erschienene Fabelsammlung Corrozet's. Dieser Dichter verliess die alte Art der Fabelerzählung und setzte Personen handelnd und redend in Scene. Gleichzeitig besass er das Talent, den Ton der Erzählung zu ändern und je nach Sujet, Natur und Ordnung der Ideen das Versmass anzuwenden. Obgleich Corrozet in Bezug auf Reinheit des Styles und Wahl des Ausdrucks weit

Digitized by Google

hinter Aesop und Phädrus zurückstand, so übertraf er doch seine unmittelbaren Vorgänger in Bezug auf Reichthum der Bilder. Ihm zur Seite stand Guillaume Haudent, der fünf Jahre später eine grössere Anzahl von Fabeln von untergeordneterem Werthe herausgab. Diese beiden Fabeldichter waren die Vorläufer, Vorbilder und Meister Lafontaine's in der Fabeldichtung.

Obgleich diese Thatsachen die Unrichtigkeit der Lessing'schen Behauptung vom Ursprunge der Fabel und ihrer Anwendung in der Rhetorik hinreichend beweisen, wollen wir nicht unterlassen, noch auf einen andern Punkt hinzuweisen.

Man hat oft gesagt, die Fabel sei die Erfindung der Sclaven, welche, um ihre Herren nicht zu verletzen, die Wahrheit in das Gewand der Fabel gekleidet hätten. Wen hatte Menenius, der Redner einer mächtigen Aristokratie, zu fürchten, als er die Fabel von dem Magen und den Gliedern erzählte? Wen hatte Cyrus zu schonen, als er die Jonier mit den Fischen verglich? Wir könnten hier noch einen Fabulisten anführen, der weniger unter diesem Titel bekannt ist als jene, und der weder das Bedürfniss noch die Gewohnheit hatte, Jemand zu fürchten. Es ist Tiberius. Josephus erzählt, dass er den Wechsel der Statthalter der Provinzen nicht liebte. Als man ihn einmal über den Grund fragte, erzählte er folgende Geschichte: „Einst lag ein Verwundeter am Wege, und die Fliegen kamen und setzten sich auf seine Wunden. Ein Vorübergehender hatte Mitleid mit ihm und verjagte die Fliegen. Er glaubte, der Verwundete sei zu schwach, sich diesen Dienst selbst zu leisten. Der Geplagte beschwor ihn jedoch, das nicht zu thun. Weshalb soll

Digitized by Google

ich dich nicht von deinem Leiden befreien? versetzte der Reisende. Jener antwortete: Du bereitest mir mehr Schmerzen, wenn du die Fliegen von meinen Wunden verjagst, denn da sie schon mit Blut gesättigt sind, werden sie mich nicht mit derselben Wuth stechen wie im Anfang. Sie werden mir endlich Ruhe lassen. Wenn du aber jene vertreibst, werden sie mit andern Hungrigen wiederkommen und mich Ermatteten aussaugen, dass ich sterbe."

Die Fabel ist weder die Erfindung eines geistreichen Sclaven noch eines übermüthigen Despoten. Sie ist das Bedürfniss des menschlichen Geistes, seine Gedanken in Bildern auszudrücken. Die Metapher, die Allegorie, das Gleichniss, die Fabel sind das Ergebniss desselben Bedürfnisses. Die Fabel ist die Folge jener uns angeborenen Freude an aufgefundenen Aehnlichkeiten und Vergleichungen, wie schon Aristoteles erwähnt, jener Freude, einen Gegenstand im anderen wahrzunehmen; sie gibt uns zugleich ein stolzes Gefühl von der freien Macht unseres Geistes. Die Fabel ist kein müssiger Schmuck der Rede, sondern eine innere Nothwendigkeit des dichterischen Schaffens. Das Bild, dem sie angehört, wie die Tochter der Mutter, ist nur die Abkürzung dessen, was die Dichtung im Ganzen ist. Es ist der natürlichste Ausdruck des menschlichen Geistes, doch ist er für die grosse Menge versteckt; nur dem Dichter wird er offenbar, weil er den Reichthum der Beziehungen zwischen den Dingen dieser Welt und ihre höheren Bestimmungen erkennt. Die Anwendung der Fabel reicht deshalb auch bis in das höchste Alterthum hinauf. Bei den ersten der Geschichte angehörigen Völkern, welche an Metem-

Digitized by Google

psychose und Metamorphose glaubten, die todte Natur belebten, die menschliche Natur vergöttlichten und den Thieren Geist und Verstand beilegten, erwies sich die Fabel als ein bequemes Mittel der Ueberredung, das mit wirksamem Erfolge auf jene unbeholfenen, plumpen und abergläubischen Geister wirkte, welche wirkliche Beispiele den Phantasiegebilden und Dichtungen vorzog. Lokman und Bilpay, Aesop und Gabrias kleideten die Wahrheit in das Gewand der Fabel. Ueberreich an Metaphern, Allegorien, Parabeln und Fabeln sind die Sänger der Bibel. So erzählt Nathan 2. Sam. 12, 1—4 dem Könige des Gleichniss vom reichen Manne, der viele Schafe hatte, und dem Armen, der nur ein Schaf besass. 2. Könige 14, 9 lesen wir: „Aber Joas, der König Israels, sandte zu Amazia, dem König Juda, und liess ihm sagen: Der Dornstrauch, der im Libanon ist, sandte zur Ceder im Libanon und liess ihr sagen: Gieb deine Tochter meinem Sohne zum Weibe! Aber das Wild auf dem Felde im Libanon lief über den Dornstrauch und zertrat ihn.“ Ferner erzählt Jotham Richter 9, 8—15 den Sichemiten, um ihnen ihre Undankbarkeit zu zeigen, die geistreiche Fabel vom Feigenbaum, Weinstock, Oelbaum und Dornbusch. Im Prediger Salomo werden die Menschen mit den Fischen und Vögeln verglichen, und das Hohelied ist voll von Gleichnissen und Fabeln.

Hesiod hat eines seiner Gedichte mit der Fabel vom Sperber und der Nachtigall geschmückt, und Quintilian, welcher keinen ältern Schriftsteller kannte, hielt jenen für den Erfinder der Fabel. Huschius*) zeigt

*) Huschius, Dissertatio de fabulis Archilochi; Lipsiae 1810.

Digitized by Google

uns in einer Dissertation über die Fabeln des Archilochus, wie dieser die Energie seiner satirischen Compositionen durch Fabeln zu vermehren suchte. Da alle diese Fabeldichter vor Aesop lebten, so ist wohl hinreichend erwiesen, dass Aesop nicht der Erfinder der Fabel sein kann. Ja, er hat nicht einmal die Fabel selbständig verwandt. Seine Eabeln waren Theile von Reden und Ansprachen, welche bei wichtigen Gelegenheiten vor dem Volke gehalten wurden. Wenn sich Aesop die Mühe gegeben hätte, seine Werke selbst zu schreiben, so würde er uns eine Reihe von Reden, Ermahnungen und Vorschriften mit eingelegten Fabeln hinterlassen haben. Er hat sich der Fabel mit besonderer Geschicklichkeit bedient und wird deshalb als Erfinder derselben angesehen. Sokrates war der erste, welcher der Welt zeigte, dass die Fabel als ein selbständiges Ganze auftreten könne. In der Einsamkeit seines Gefängnisses verschönerte er die Fabel, hüllte sie in das Gewand der Poesie und nahm ihr die Einfachheit und Kürze. Ihm gebührt der Lessing'sche Vorwurf, die Fabel der Rhetorik entführt zu haben, um sie der Dichtkunst dienstbar zu machen. Leider sind uns nur vereinzelte Verse der Sokratischen Fabeln*) überkommen. Anders steht es mit Babrias**), einem griechischen Schriftsteller, der zur Zeit des Augustus gelebt zu haben scheint. Seine Werke waren auch bei den Römern bekannt und beliebt, denn man gab seine Fabeln, die in Versen geschrieben waren, den Kindern in die Hand,

*) S. St. Marc Girardin, Lafontaine.

**) Tyrhwitt, Dissertatio de Babrio. — Notitia litter. de Phaedro; Schwabe, I. p. 156.

Digitized by Google

und Seneca*) rieth einem seiner Freunde, eine Uebersetzung davon herauszugeben. Quintilian**) wünschte sogar, dass man sie in Prosa wiedergäbe. Julius Titianus führte im 2. Jahrhundert n. Chr. eine lateinische Uebersetzung der Fabeln des Babrias in Prosa aus und wurde dadurch bekannter als Phädrus. Diese Sammlung wurde unter Theodosius von Avienus in lateinische Verse gebracht.

Lessing hat also Unrecht, Lafontaine vorzuwerfen, die Fabel verändert zu haben. Um derselben so viel als möglich Anmuth und Interesse zu geben, haben sich schon die ältesten Fabulisten bemüht, ihr eine ansprechende Form zu geben.

Auffallend ist es, dass Lessing und Lafontaine mit einer Entschuldigung vor uns treten, die grosse Aufrichtigkeit und Bescheidenheit verräth, aber dennoch hinfällig ist. Lessing sagt: Wenn ich mit der allzu muntern und leicht auf Umwege führenden Erzählungsart des Lafontaine nicht zufrieden war, musste ich darum auf das andre Extrem verfallen? Warum wandte ich mich nicht auf die Mittelstrasse des Phädrus und erzählte in der zierlichen Kürze des Römers, aber doch in Versen? Denn prosaische Fabeln, wer wird sie lesen wollen? Diesen Vorwurf werde ich unfehlbar zu hören bekommen. Was will ich im Voraus darauf antworten? Zweierlei. Erstlich, was man mir am leichtesten glauben wird: ich fühle mich zu unfähig, jene zierliche Kürze in Versen zu erreichen. Ich habe die Versification nie so in meiner Gewalt gehabt, dass

*) Senec. Consol. ad Polyb. c. XXVII.

**) Quint. de Oratore, lib. I, c. IX.

Digitized by Google

ich auf keine Weise besorgen dürfen, das Silbenmass und der Reim werde hie und da den Meister über mich spielen. Geschähe das, so wäre es ja um die Kürze gethan und vielleicht noch um mehr wesentliche Eigenschaften der guten Fabel. Denn zweitens, ich muss es nur gestehen, ich bin mit dem Phädrus nicht so recht zufrieden. De la Motte hatte ihm weiter nichts vorzuwerfen, als dass er seine Moral oft zu Anfange der Fabeln setze, und dass er uns manchmal eine allzu unbestimmte Moral gebe, die nicht deutlich genug aus der Allegorie entspringe. Der erste Vorwurf betrifft eine wahre Kleinigkeit, der zweite ist unendlich wichtiger und leider begründet.

Lessing gesteht in diesen Worten ein, dass in ihm bei Abfassung seiner Fabeln ein Widerstreit zwischen Wollen und Können stattgefunden habe, der zum Nachtheil des Könnens ausgeschlagen sei. Er wusste sehr wohl, dass viele Dichtwerke aus der Poesie fallen und sich mitten in der Prosa bewegen, und dass die metrische Form selbst keinen Unterschied macht. Dazu kannte er die Alten zu gut, unter denen schon Horaz (sat. 1, 4, 43 und 44) vom Dichter das os magna sonaturum verlangt hatte und dabei die Komödie des bürgerlichen Lebens nicht zu den Dichtungen zählen wollte, weil sowohl ihrer Diction wie ihrer Handlung der machtvolle Schwung fehle, und weil sich ihr Ton nur durch ein bestimmtes Metrum vom gewöhnlichen Umgangston unterscheide. Lessing wusste auch, dass in guter Prosa viel Poesie enthalten sein kann, erwähnt doch Cicero (Orat. 20), dass einige die Sprachweise des Plato und Demokrit, obgleich sie Prosa sei, wegen ihres hinreissenden Schwungs und der hell aufgesetzten

Digitized by Google

Lichter der Sprache (quod incitatius feratur et clarissimis verborum luminibus utatur) für poetischer gehalten als die der Komödiendichter, welche trotz des Verses nur die alltägliche Umgangssprache sprächen.

Dennoch ist Lessing von seinen Fabeln unbefriedigt. Er fühlt es, dass ihnen das zierliche poetische Gewand fehlt, das nöthig ist, um die starre Moral den Herzen der Menschen zugänglich zu machen. Lessing war in seinen Fabeln Philosoph und nicht Dichter. Die Philosophie in ihrer Schärfe und Kürze ersetzt aber die Poesie nicht. Zwar erheben sich beide über die Zufälligkeit der sinnlichen Welt, zwar gilt beiden die Einheit der Idee und der Erscheinung, aber diese Einheit verwirklicht die Philosophie in der Idee und die Poesie in der Erscheinung. Lessing vernachlässigte die Poesie, denn er sagte: „Die Wahrheit braucht die Anmuth der Fabel, aber wozu braucht die Fabel die Anmuth der Harmonie? Du willst das Gewürze würzen. Genug, wenn die Erfindung des Dichters ist, der Vortrag sei des ungekünstelten Geschichtsschreibers sowie der Sinn der Weltweisen.“ Die Befolgung dieser Vorschrift hat den Fabeln Lessing's eine trockne, epigrammatische Kürze gegeben, die wohl den Ernst der Moral hat, den Fabeln selbst aber den Reiz und die Anmuth raubt. Hätte sich Lessing bei seinen Fabeldichtungen des Versmasses bedient, so würde er neben dem sittlichen und geistigen Einfluss einen weit grösseren ästhetischen Einfluss ausgeübt haben.

Lafontaine bekennt in seiner liebenswürdigen Naivetät, dass man die zierliche Präcision und ausserordentliche Kürze, durch die sich Phädrus so sehr

Digitized by Google

empfohlen, in seinen Fabeln nicht finden werde. Es wären dieses Eigenschaften, die zu erreichen ihn seine Sprache zum Theil verhindert hätte, und blos deswegen, weil er den Phädrus darin nicht habe nachahmen können, habe er geglaubt, qu'il fallait en récompense égayer l'ouvrage plus qu'il n'a fait.

„Alle Lustigkeit," fährt er fort, „durch die ich meine Fabeln aufgeputzt habe, soll weiter nichts als eine Schadloshaltung für wesentliche Schönheiten sein, die ich ihnen zu ertheilen zu unvermögend gewesen bin." Lessing antwortet darauf: „Lafontaine schiebt die Schuld auf seine Sprache. Ich habe von der meinigen eine zu gute Meinung und glaube überhaupt, dass ein Genie seiner angebornen Sprache, sie mag sein, welche sie will, eine Form ertheilen kann, welche er will. Für ein Genie sind die Sprachen alle von einer Natur, und die Schuld ist also einzig und allein meine." Wenn man die Aeusserung Lafontaine's nicht auf Rechnung seiner ausserordentlichen Bescheidenheit setzen will, so überrascht sie allerdings in dem Munde eines Mannes, der seine Muttersprache in jeder Beziehung beherrschte und noch heute der Nachwelt als Muster gilt.

Lafontaine gehorchte in seinen Fabeln dem unwiderstehlichen Drange seines gallischen Geistes, der sich ein poetisches Ideal geschaffen hatte, das sich in ihm entwickelte und nach der äusseren Darstellung verlangte. Je mehr er sich deshalb von dem klassischen Alterthum mit seinen beschränkenden Gesetzen unabhängig machte, je mehr kam es zur Erscheinung. Wäre er dem Vorbilde des Aesop gefolgt, nie würde er der Liebling seines Volkes geworden sein, der heute zu den hervorragendsten Dichtern Frankreich's zählt,

Digitized by Google

und dessen Fabeln ein literarisches Denkmal der französischen Literatur bleiben werden. Ohne Zweifel soll die Fabel so kurz wie möglich sein, und darin gleicht sie jedem andern literarischen Erzeugnisse, soweit es sich um überflüssiges, nicht zweckentsprechendes Beiwerk handelt. Etwas Anderes ist es jedoch mit jenen Punkten, welche nach der Ueberzeugung des Dichters zur Erlangung seines Ideals nöthig sind. Lafontaine hatte als Franzose ein anderes poetisches Ideal als Lessing und wählte natürlich zur Erreichung desselben andere Mittel. Bei ihm war die Erzählung nicht der Weg zu einer abschliessenden Moral. Seine Fabeln konnten letztere selbst entbehren. Für ihn war es nothwendig, dass die Erzählung ein eigenes Interesse habe und der Leser an den Abenteuern der handelnden Personen Vergnügen fand. Hierin liegt der grosse Unterschied der modernen und der antiken Fabel, in welcher die Moral Alles ist und die Erzählung Nichts. Für Lafontaine waren die Schönheiten des Styles, welche dem Gedanken mehr Kraft und Anziehung geben, die Zeichnung der Charaktere, welche unser Bild in den handelnden Personen zeigt, die Beschreibung der Scenerie, welche sich plastischer darstellen soll, und die Aufzählung von Umständen und Thatsachen, welche der Dichtung den Schein der Wirklichkeit geben, unerlässliche Mittel zum Zweck. Allerdings würde eine Fabel ohne diese Ausstattung immer noch ihren Namen behaupten, doch würde sie in Frankreich wenig oder gar nicht befriedigt haben. Lafontaine ist durch seine Art der Schöpfer der modernen Fabel geworden.

Wir stehen somit vor zwei Arten von Fabeln, die

Digitized by Google

gänzlich von einander verschieden sind: die einfache Fabel mit ihrer streng abgeschlossenen Moral im Vordergrunde, und die geschmückte Fabel, in welcher der Dichter seine Personen in Scene setzt, sich in Reflexionen ergeht und den Bühnenapparat spielen lässt, die Fabel in Prosa, eine blosse Form der Moral, und die Fabel in Versen, eine Poesie, unerwähnt in Boileau's Poetik, aber anerkannt und populär seit Lafontaine.

In demselben Gegensatze wie die Fabeln stehen die Persönlichkeiten der Dichter derselben: Lessing und Lafontaine. Hier der unruhige, scharfe, aus sich herausgehende und in seine Zeit mit bewusster Energie eingreifende Lessing, dort der stille, milde, auf sich beschränkte Bonhomme, hier Prosa mit dem nüchternsten Verstande und der klarsten, kühlsten Besonnenheit in straffem Gewande, dort Poesie aller Gattungen in verschiedenen Versmassen, hier eine strenge Einschränkung des Stoffes und gebieterische Forderungen an denselben, dort eine Fülle von Stoff, dem sich der Dichter ergibt, hier eine schwertscharfe, durchdringende Kritik, die rücksichtslos nach dem Muster der Antike schneidet und ordnet, dort ein gutmüthiges Nachgeben und künstlerisches Sichgehenlassen, hier das strengste Mass und die knappste Form, dort eine Fülle, welche der Form nicht achtet.

Es ist hier nicht die Stelle, von Lessing's Verdiensten und Erfolgen auf dem ganzen Gebiete der deutschen Literatur zu reden. Seine Leistungen als Dichter des Trauerspiels, dem er nicht nur als Schöpfer und Bahnbrecher, sondern auch durch seine Klarheit der Exposition, durch die Feinheit und Schärfe seiner Charaktere als leuchtendes Vorbild angehört, sichern

Digitized by Google

ihm einen hohen Rang unter unsern deutschen Dichtern. Sein Scharfsinn, der erkannte, was Noth that, seine Schlagfertigkeit, die nach allen Seiten hin eingriff, seine Ueberlegenheit, die keinen Widerspruch aufkommen liess, seine Vorliebe für das klassische Alterthum, für eine strenge, feste Regel und klare durchsichtige Form haben ihn auf dem Gebiete der Fabel zu einer Autorität erhoben. Ist bei seinen Forschungen und Kritiken die Strenge mitunter zur Härte oder Ungerechtigkeit geworden, hat er die Art und Weise der französischen Schriftsteller oft mit Sarkasmen verfolgt, so muss man das seiner Entrüstung über die Nachahmungssucht seiner Zeitgenossen zu gut halten. Wir verdanken Lessing's antifranzösischer Stimmung eine Fabel*), in welcher er unsere klugen Nachbarn mit einer Henne vergleicht, welche ihre zarten Füsse schonte, es aber nicht verschmähte, die Frucht des Scharrens einer alten blind gewordenen Henne zu geniessen.

In einer andern Fabel**) vergleicht er Lafontaine mit einem Manne, der einen trefflichen Bogen von Ebenholz besass, mit dem er sehr weit und sehr sicher schoss, und den er ungemein werth hielt. Einst aber, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: „Ein wenig zu plump bist du doch! Alle deine Zierde ist die Glätte. Schade! — Doch dem ist abzuhelfen, fiel ihm ein. Ich will hingehen und den besten Künstler Bilder in den Bogen schnitzen lassen.“ Er ging hin,

*) Lessing, lib. II, fab. IX; Phaed., lib. III, fab. XII.

**) Lessing, lib. III, fab. I.

Digitized by Google

und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt als eine Jagd?

Der Mann war voller Freuden. „Du verdienst diese Zierathen, mein lieber Bogen!“ — Indem will er ihn versuchen; er spannt, und der Bogen — zerbricht.

Der Erfolg der Fabeln Lafontaine's in Frankreich und Deutschland ist der beste Beweis für die Hinfälligkeit des in dieser Fabel ausgeführten Vergleichs; in passender Weise könnte man auch Lessing mit einem Bogenschützen vergleichen, dessen Bogen zerbricht, weil er ihn zu straff gespannt hat.

Wir können Lafontaine eine Beliebtheit nicht absprechen. Seine Darstellungsweise, Lebendigkeit, muntere Laune, Naivetät und Harmlosigkeit haben ihn zu dem Liebling der Nationen gemacht. Dennoch ist die Fabel, als einem untergeordnetern Zweige der Dichtkunst angehörig, erst durch Lessing in den Entwickelungsgang der Literatur eingestellt worden. Wir sind stolz auf Lessing, denn seine Untersuchungen über die Fabel sind bis jetzt durch andere Arbeiten nicht übertroffen worden, wenn auch die Ausführung seiner Vorschriften noch einer Kraft wartet, die neben der Klarheit und Schärfe Lessing's die poetische Begabung besitzt, den Fabeln die zierliche Kürze des Phädrus zu geben. Wir freuen uns aber auch an Lafontaine, welcher der Fabel die Anmuth gegeben, die nie aufhören wird, einen wohlthuenden Reiz auf ihre Leser auszuüben.

Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

PQ 1812 .K8 C.1
LaFontaine:
Stanford University Libraries
3 6105 038 051 350
PQ 1812 K8

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google